

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Praestigia	183
Dialog vom Marignano. Von Franz Servaes	202
Eine neue Partiturschrift. Von Willy Faller	207
Der Chinese. Von Rudolf Schied	208
Die Stadien der Liebe. Von Magnus Hirschfeld	213
Ruf der Gewasse. Von Li-Tai-Fe	219
* Ein Vorposten germanischer Kultur. Von Karl Sächler	220
Theater. Von M. S.	223

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1906.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Hôtel Nürnberger Hof Tucherhaus

Friedrichstrasse 180, Ecke Taubenstrasse

Wein-Restaurant

Déjeuner à M. 2.—, Diners, Soupers
von M. 3.— an, sowie à la carte

Bier-Restaurant

Ausschank der Freih. v. Tucher'schen
Brauerei A.-G. Nürnberg. Hell u. dunkel

Beste Küche bei mässigen Preisen. **Fritz Otto.**

Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses Carl Neuburger,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beileihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.

Restaurant Hundekehle im Grunewald

Diners à 3,00 Mk. (Gut gepflegte Weine) täglich in der Wein-Abteilung in geschloss. Räumen.

Reichhaltige Speisen nach der Karte zu soliden Preisen. Original Pilsner - Weihestephan - Berliner Bockbrauerei.

Vom Bahnhof Grunewald in 5 Min. zu erreichen. Von der Haltestelle der elektr. Bahn in 2 Minuten zu erreichen. Die Wege sind abends elektrisch beleuchtet.

Hermann Otto, Hoflieferant.



Der anerkannt beste Kneifer: Der orthozentrische Kneifer „Ideal“ nach Dr. Brinkhaus. Von hoher Eleganz. Das Neueste: Feder und Stege sind eins. Beseitigt Sehschwäche durch korrekte Zentrierung. Fehlerhafte Zentrierung verursacht Schielen. Von verblüffend. Einfachheit. Sitzt sehr fest u. korrekt, von hervort. Ärzten empfohlen. **Orthozentrische Kneifer Gsm. b. H., Potsdamerstr. 132.** **Man bittet auf Firma u. Hausnummer zu achten.**

**Hervorragendes Tafel-
und Gesundheits-Wasser**

Mineraledele Sprudel

Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.
Berlin, Quitzow-Str. 56/58. (Tel. II, 1144).



Berlin, den 12. Mai 1906.

Praestigia.

Zu meiner Freude sehe ich, daß Guér Durchlaucht völlig genesen ist. Die Berichte über Spaziergänge und Reisepläne hätten mich nicht überzeugt; aber die Offiziosen sind wieder munter und schwagen allerliebstes Zeug. Wochen lang wars nicht zu lesen. Daß Sie sich sogar in Rorderney und Baden-Baden bis in die Nacht hinein pro patria plagen, überhaupt viel zu fanatisch fleißig seien und das Martyrium schon längst nicht mehr tragen könnten, wenn Seine Majestät Ihnen nicht so huldvoll bei der Erledigung der Geschäfte hülfle. Den Leuten fehlt eben das Augenmaß; sie wissen nicht, was man dem Publikum allenfalls noch zumuthen darf, und sind ohne Aufsicht drum eigentlich gar nicht zu brauchen. Das Martyrologium konnte nicht wirken; und selbst liberale Einfalt fand den Auferstehungjammer lächerlich. Jetzt geht's ja wieder. Gott sei Dank! Der Mann, der für Sie die Süddeutsche Reichskorrespondenz bedient, macht seine Sache immer am Besten. Hat Takt und kann schreiben; un cordon bleu, den Sie um jeden Preis festhalten müssen. Das erste Maidessin lobt aber auch den Meister und beweist, daß Sie wieder auf den Brinen sind. Famoser Einfall, dreist und gottesfürchtig zu behaupten, „in parlamentarischen und sonstigen politischen Kreisen“ (der schlechte Stil war hier wohl von dem Wunsch nach Unklarheit empfohlen?) werde auf Ihren Rücktritt gehofft und erzählt, lange würden Sie nach dem Kollaps nicht mehr im Amt bleiben. Sehr nett namentlich der Ton ironischer Ueberlegenheit, der harmlose Gemüther den verborgenen Sinn und Zweck der Glissirung nicht ahnen läßt. Natürlich hat in der „Umgebung des Reichskanzlers“ keine Seele den Unfall je ernst genommen noch

an rascher Rekonvaleszenz gezweifelt; natürlich. Daß in diesem Gerede kein wahres Wort ist, weiß Euer Durchlaucht genauer als ich. Gerade die werthe „Umgebung“ hat noch in der dritten Aprilwoche gesagt: Der wird nicht wieder. So sprachen auch die Reichsdiätarien, die dicht vorm Auge gesehen hatten, wie Sie vom Stuhl sanken. Erste Diagnose: leichter Schlaganfall. Zweite: Embolie. Dritte: nichts unmittelbar Bedrohliches, aber Warnung in zwölfter Stunde; wer solchen Attaquen ausgesetzt ist, muß sich von der Verantwortlichkeit für die Reichsgeschäfte entbürden. Doch keine Spur von Sehnsucht nach Ihrem Rücktritt. Den wünscht nur das Ihnen wohlbekannte Hähnlein der Aufrechten, mit deren Hilfe Sie einst bergan kletterten und deren Enttäuschung nun dem high-reaching Buckingham Rache sinnt. Den „parlamentarischen und sonstigen politischen Kreisen“ blieb so freuler Wunsch fern. Die sind froh, wenn kein Neuer kommt, der vielleicht weniger bequem wäre. Daß versucht wurde, den möglichen Nachfolger früh zu erspähen, kann Sie nicht überraschen; man möchte doch dans le mouvement sein und Benzin aufgießen, ehe die Wettfahrt beginnt. Die Schreiber hatten schnell ihren Mann: Radowicz. Die vom Bau schüttelten ungläubig das Haupt. Der (bitte: recht freundlich!) „entschieden“ Liberale grub eine Hoffnung aus: Marschall. Ist persönlich zwar nicht allzu beliebt, hat aber noch immer ein Steinchen im Brett. Daneben, versteht sich, ungefähr Alles, was noch im Licht wandelt. Bronsart und Bethmann, die Beide gewiß nicht dran denken, auch keinen Diplomatenkursus durchschmaruzt haben; der Kastanienwaldmann, der manchmal Ihre Doublette schien; und der unvermeidliche Philk, der erstens, nach eigenem Geständniß, lieber king-maker als king ist und zweitens mit seinen Arterien keinen Staat mehr machen kann. Seit in Oesterreich ein Hohenlohe Ministerpräsident ist, scheinen die Chancen des Langenburgerers gewachsen. Bettern an der Spitze der Kaiserreiche: nur ein Erzschelm könnte dann noch an der Innigkeit des Bündnisses zweifeln. Aber Ernstchen muß erst auf die Hohe Schule; und hätte, mit der englischen Herzogstochter als Frau, jetzt keinen leichten Stand. Die meisten Stimmen hatte Hermann Haßfeldt, der von Koppes Ungnade getroffene Traachenberger; vielleicht, weil er als Kandidat des Kaisers galt, vielleicht, weil auch der Malteserbailli öffentlich gern als moderner Mensch paradiert. Für Vollständigkeit der Liste kann ich nicht bürgen. Doch versichern, daß Sie Favorit blieben und jeden Tag zu hören, zu lesen war: Einen Besseren findest Du nit. Würdige Männer schämten sich nicht, laut zu künden, im Deutschen Reich gebe es anno 1906 außer Euer Durchlaucht keinen möglichen Kanzler. Und diese Getreuen werden nun als arglistige Ränkespinner hingestellt und mit kars-

ruhiger Ironie bewirthe. Thut nichts; der Pfeil fliegt ja höher hinauf und wird sein Ziel nicht verfehlen. Hauptsache: „freischer und kräftiger als vor dem Unfall und schon mit Mancherlei beschäftigt, aber nicht mit Rücktrittsgedanken.“ Als Selbstanzeige nicht übel. Mit Mancherlei? In den fünf Wochen ist ja nicht wenig geschehen. Sie haben von Ihren Geheimräthen sicher Alles brühwarm erhalten, werden, bevor Sie wieder die Martyrqual auf sich nehmen, wohl aber nicht schelten, wenn ein Ergebener das Wichtigste recapitulirt.

Bitte ist gegangen. Er konnte nichts Klügeres thun, seinem Herrn nichts Besseres rathen. Die neue Firma Goremykin haftet nicht für alte Schuld, braucht sich auf Erörterungen wittischen Handelns nicht einzulassen und kann vorsichtig warten, bis die radikalsten Rindsköpfe in der Reicheduma abgewirthschaftet haben. Sie haben in diesem Ministerwechsel gewiß ein Meisterstück schlauer Orientalenpolitik bewundert und über die Tröpfe gelächelt, die wieder mal für nächste Woche den Untergang des Zarenreiches ansagten. Die Anleihe war ein Riesenerfolg. Die Leiter des berliner Russenconsortiums werden Ihnen erklären, daß es ein politischer Fehler war, dem internationalen Concern schmollend fern zu bleiben (statt mit gelassener Miene dreihundert, fünfhundert Millionen gegen fest garantierte Industriellieferungen zu übernehmen), und ein ökonomischer, den Franzosen günstigere Bedingungen zu verschaffen. Kollege Goluchowski hat die wiener Banken sanft genöthigt, mitzumachen; weil Habsburg die Intimität mit Holstein-Gottorp zeigen und den durch die Mensurdepesche genährten Verdacht entkräften wollte, die preußische Lofung sei ihm Gebot. Zum ersten Mal hat auch England wieder den Russen Geld geliehen. Die franko-britisch-russische entente ist um eine hübsche Strecke näher gekommen. Großbritannien benützt die Gelegenheit, um in Persien und mehr noch in Egypten die Türkei zu ärgern. Ob die Whigs beweisen wollen, daß sie seit Gladstones Zeit doch Etwas gelernt haben, und ernstlich dran denken, Egypten zur englischen Provinz zu machen? Darüber könnte Lord Grey mit Bourgeois verhandelt haben. (Fragen Sie nicht Madolin! Den interessirt höchstens der Stammbaum der anglonormännischen Familie.) Hauptzweck ist zunächst aber wohl, dem mißtrauischen Abd ul Hamid ad oculos zu demonstrieren, daß er in Rothlagen auf Deutschland nicht rechnen kann. Diese Absicht war sofort erkennbar und deshalb mußten wir uns ruhig halten und durften nicht löstreichsen: Wir werden Englands Kreise nicht stören! Welcher Kadett war denn wieder für dieses falsche Manöver verantwortlich? Wenn Sie im Bett liegen, muß doch Jemand da sein, der die allerärgsten Mißgriffe hindert. Nach Abd ul Aziz nun Abd ul Hamid. Und der Islam sollte unsere große

Hoffnung sein. Schöne Worte haben die Mohammedaner gehört, in Konstantinopel und Tanger, aber nachgerade auch gemerkt, was drauf zu geben ist. Sobald sie einsehen, daß sie ohne England nichts erreichen, hat die Freundschaft mit den deutschen Giauuren ein bitteres Ende; und die Geschenke, die unser Kaiser, in solcher Hülle nur er, vom Sultan empfangen hat, sind dann ein dürftiger Trost. Dunkel Eduard versteht sein Geschäft. Hat uns in aller Stille die Gefährten weggewinkt. Einen nur, Albertus von Monaco, ließ er uns. Trotzdem er auf seiner Kreuzfahrt durchs Mittelmeer Zeit genug hatte, auch an der Azurküste zu landen. Doch warum auf Zéro setzen? Der Frühling ist herrlich, auf dem schon zur Ausreise gerüsteten Dampfer der Ballinie ward die Kaiserstandarte nicht gehißt und der Kesse muß deutsche Fürsten besuchen.

Ein großes, kräftiges, auf allen Lebensgebieten schöpferisches Volk: und so völlig vereinsamt. „Deutschland in der Welt vornan“. Das gloriose Wort hören Sie wohl nicht mehr gern. Und wir sind vor schlimmerer Ueberraschung nicht sicher. Trotz allen friedlichen Gelübden steht nicht nur der böse Nachbar in dem Deutschen Reich eine wachsende Gefahr. Soll England warten, bis sein Gewerbe von den besten Marktplätzen verdrängt ist? Günstiger kann die Gelegenheit kaum noch werden. Wer verbürgt uns, daß sie ungenüht bleibt? Ein naher Tag kann uns zur schwersten Waffenprobe zwingen. Auch öffentlich schlechte Behandlung darf eine Großmacht auf die Dauer nicht hinnehmen, ohne in ihrem Kredit zu leiden; und unter uns müssen wir eingestehen, daß die Behandlung schon recht viel zu wünschen übrig läßt. Feinde ringsum. So weit haben wirs gebracht. Verdienen die Leute, die Sie dennoch für den besten aller möglichen Kanzler halten, für solchen arglosen Glauben nicht die Bürgerkrone?

„Die gegenwärtigen Minister Eurer Majestät haben alle Erwartungen getäuscht, das Vertrauen der Völker und der Regierungen verscherzt. Preußen steht fast allein in Deutschland, ja, in Europa. Das Haus der Abgeordneten lehnt seine Mitwirkung zu der gegenwärtigen Politik der Regierung ab. Jede weitere Verhandlung befestigt uns nur in der Ueberzeugung, daß zwischen den Rathgebern der Krone und dem Land eine Kluft besteht, die nicht anders als durch einen Wechsel der Personen und mehr noch durch einen Wechsel des Systems ausgefüllt werden wird.“ So sprach einst, im Mai 1863, die Mehrheit (230 gegen 61 Stimmen) über eine Regierung, deren sichtbarste Köpfe Bismarck und Roon waren. Diese Zeit ist fürs Erste vorbei. Von dem Reichstag, in dem nur die Sozialdemokraten Ihnen opponiren, brauchen Sie nichts zu fürchten. Auch von der Presse noch nichts dem Amtsleben Gefährliches. Beide haben sogar Ihre Rede vom fünften April gerühmt, die Sie doch sicher selbst kümmerlich fanden. „Wir wollten bekunden, daß sich das Deutsche Reich nicht als

quantité négligeable behandeln läßt.° Immer die alte Leier. Den damals noch höllisch ängstlichen Franzosen war nicht eingefallen, den starken Nachbar als quantité négligeable zu behandeln; auch Herr Delcassé nicht, der Ihnen Radolin früh ins Vertrauen zog, sich später zur Beseitigung jeder etwa noch vorhandenen Konfliktmöglichkeit bereit erklärte und von dem ohne Geräusch mehr zu haben war, als Sie in Algésiras je erlangen konnten, mehr als die unbefristete Handelsfreiheit, der mäßige Antheil an der Staatsbank und die franko-spanische Hafenspolizei mit dem Konzeßion-Schweizer, der nichts zu sagen hat. Als quantité négligeable ist das Deutsche Reich von den Italienern behandelt worden, für deren Treue Sie sich persönlich verbürgt hatten. Die haben uns ihr Abkommen mit Frankreich verheimlicht, die von Wilhelm gewünschte, von Loubets Eitelkeit leicht zu erwirkende Aussprache der Staatshäupter gehindert und den Botschafter des auf der mailänder Ausstellung offiziell vertretenen Reiches jetzt nicht einmal zur Eröffnung geladen. Diese lästigen Dinge sind nicht mehr zu unterdrücken. Millionen sind im Urtheil einig; sprechen es nur noch nicht laut auf der Straße aus. Nach dem Tag von Kronstadt hatte Caprivi im Volkstrauen nicht eine so schmale Basis wie die, auf der Sie heute stehen. Hat man Ihnen alle Zeitungen vorgelegt? Dann kann die Wandlung der Tonart Ihnen nicht entgangen sein. Schon sichert die Wahrheit durch. Das Tageblatt beschwört den Schatten Bismarcks und fleht die Regierung an, hinsüro weniger unsted und schwächlich zu handeln. In der Rheinisch-Westfälischen Zeitung wird den verantwortlichen Beamten Mangel an Muth und Fähigkeit vorgeworfen und gestöhnt: „Wir genießen die bitteren Früchte einer Regierung voll großer Phrasen und schwächlicher Thaten“. Im hannoverschen Courier heißt es: „Unsere Diplomatie, mit ihr aber leider unser Land, erntet die Folgen einer Haltung, der Stetigkeit und Festigkeit dauernd abzugehen scheinen und die vergebens die ihr mangelnde Würde durch tönende Phrasen zu ersetzen sucht“. In den Hamburger Nachrichten: „Seit anderthalb Jahrzehnten herrscht der Kultus des äußeren Scheines; wir leben nicht im Zeichen des Verkehrs, sondern in dem der schönrednerischen Phrasen“. Das sind fromme nationalliberale Blätter. Und Sie wissen, wie schnell böses Beispiel gute Sitten verdirbt. Ueber ein Kleines werden Sie von allen nicht ganz Zuverlässigen diesen Ton hören. Die anständigen Leute im Land fordern ihn und sperren den Jubelhymnen das Ohr.

Da Sie „freischer und kräftiger als vor dem Unfall“ sind, darf man ja offen reden. Der Reichstag parirt noch. Nur dürfen Sie nicht etwa glauben, das dort so reichlich gespendete Lob sei Ausdruck einer Ueberzeugung. Träge Herren wollen, so lange es irgend geht, mit den ihnen gewaltig Scheinenden gut stehen; kurzfristige Patrioten das internationale Ansehen der Regierung nicht

schmälern. Auch schätzt der schlechte den besseren Rhetor und bedenkt nicht, daß schon Macaulay gesagt hat: „Die stärkste Rednergabe braucht durchaus nicht mit Kraft des Willens und Scharfsinn, sicherem Blick für die Menschen und die Zeichen der Zeit, politischer und ökonomischer Bildung, diplomatischem oder militärischem Talent verbunden zu sein; gerade die Anlagen, denen die Reden eines Weltmannes den persönlichen Reiz danken, sind manchmal unvereinbar mit den Eigenschaften, die den Staatsmann befähigen, eine drängende Noth mit raschem und festem Griff abzuwehren.“ Und kann ein deutsches Parlament sich eine bequemere Lage wünschen als die von Ihnen bereitete? Jeder große Entschluß bleibt ihm erspart. Diäten wollt Ihr? Sollt sie haben. Die Kontrolvor schläge passen Euch nicht? Werden geändert. Ein Sekundaner könnte ausrechnen, daß die Flottenvermehrung nutzlos bleiben muß, wenn das Tempo nicht beschleunigt wird. Aber der Reichstag will nicht mehr Geld bewilligen; und „nur keine inneren Konflikte!“ Halten Sie den alten, braven, müden Freiherrn von Stengel wirklich für den Mann, der die Reichsfinanzen sanieren kann? Undenkbar. Fühlen Sie nicht, wie diese traurige Lapperei den Kredit des Reiches schädigt? Gewiß. Die Anleihe wird wie saures Bier ausgebaut; mit einem Kinderispaten wird nach Einnahmequellen gegraben und jetzt, um würdig zu vollenden, gar, wie in Bankerottstaaten, die Eisenbahnfahrkarte besteuert. Das Alles fleckt kaum die Brandsohle. Wir brauchen in unserer Vereinsamung viel mehr Geld. Wenn aber die großen, allein ergiebigen Objekte angebohrt würden, käme ein Zetermordio aus den auf hohen Stimmzettelhäufen thronenden Parteien. Also betteln wir uns lieber durch und hoffen, daß es morgen Bratwürste regnen wird. Weil der Reichstag getäuscht sein wollte, mußten wir den südwestafrikanischen Krieg erleben. Weil der Reichstag sonst ärgerlich würde, werden die Kruppen sacht schon wieder aus Südwest zurückgezogen, trotzdem kein Lindequist garantiren kann, daß dem unzureichend geschützten Land nicht ein Aufstand der Swambos droht, der gefährlicher wäre als die Guerilla der Heteros und Hottentoten. Und der Jahre lang zärtlich gehätschelte Reichstag sollte solcher Durchlaucht nicht von Herzen dankbar sein?

Das Land ist nicht. Obwohl alle Becken gerührt wurden, war während der Konferenzwehen von ruhigen Bürgern das schlimme Wort „Ulmuth“ zu hören. Das Land ist wach und wird nicht so bald wieder in den Schlummer zurücksinken. Das dürfen wir hoffen. „Wir lassen uns die Lügen, offizielle, offiziöse und freiwillig geleistete, nicht länger mehr gefallen. Wir wissen, daß niemals, nicht unter Phokas noch unter Louis Napoleon, so dreist, so unaufhörlich gelogen, so systematisch jedes für die Nation wichtige Ereigniß entstellt worden ist wie heute bei uns; und habens satt. Jahre lang ließen wir uns ein-

lullen und wädhnten, nur Grillenfänger und Klugschwäher sähen den deutschen Himmel umdüstert. Aus diesem Bahn sind wir erwacht; und der Lärm, der uns aufrüttelte, hat uns erkennen gelehrt, wie viel schon verthan, unrettbar verloren ist. Nie war unsere Heimath in so gefährdeter Lage; auch der kleine Preußenstaat nicht, seit er gegen Bonaparte in Ost und West Bundesgenossen fand. Auf's Haar ist Alles so gekommen, wie Bismarck hundertmal vorausgesagt hat, den die Lügnerzunft drum wie einen enttäuschten Stellenjäger behandelte. Mit unserm Willen soll nicht noch mehr verloren werden. Euer Geschrei von der großen Zeit, von den herrlichen Errungenschaften und Persönlichkeiten, den Reden und Staatsmännertthaten, denen die Welt andächtig lauscht, Eure Reflektirnisse und Komödiantenmäzchen sind uns zum Ekel geworden. Auch Eure niederträchtigen Versuche, durch Sensation, die Thraus aller Herren Ländern zusammenschleppt, das Volksgewissen zu täuben, die Blicke der Nation von den Dingen abzulenken, die allein für sie wesentlich sind. Laßt die Russen ihren Nikolai verdauen, die Magyaren an ihrem Borstenspeck und Pustbadreck ersticken oder noch fetter werden. Nothzwingt uns einstweilen zu so ernster, so unaufschiebbarer Arbeit, daß wir nicht Zeit haben, anderen Völkern in die Köpfe zu gucken. Pfeift uns auch nicht mehr das Lied von dem Frommen, der nicht still in Frieden leben kann, weil es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Wir werden nicht um, rechnen nicht auf Liebe, sind selbst bereit, die Dummheit, das Frechteliren des Nachbars zu unserem Vortheil zu nützen, und bezahlen die Wächterschaar nicht, damit sie sich müßig übertölpeln läßt, sondern, damit sie uns früh vor Fährniß warnt. Vermag sie Das nicht, dann müssen wir dafür sorgen, daß sie, ob heute auch die Gnadenjonne sie noch so hell bescheint, morgen weggesagt wird. Da Czechen vom Hauje Habsburg den Sturz jeder Regierung ertrohen, russische Juden, Studenten und Sektirer den Kaiser-Papst zur Wahl des ihm lästigsten Ministers zwingen konnten, wird das tüchtigste Volk Mitteleuropas wohl im Stande sein, sich fähige Geschäftsführer zu verschaffen. Leicht; und ohne eine Sekunde nur die wirklichen Rechte des ersten deutschen Fürsten anzutasten. Daß es bisher nicht gelang, ist Eure Schuld, Eurer pfißigen Schelmenkunst oder Eures fahrlässigen Leichtsinns. Jetzt seid Ihr gewarnt; und steht, wenn Ihr das Trägerhandwerk weitertreibt, als Landesverräther am Pranger“. So endlich zu sprechen, wurden vor sechs Monaten die ernsthaften Leute in der „Zukunft“ ermahnt. Sagen die National-liberalen, die ich vorhin citirte, nicht fast das Selbe, mit anderen Worten nur? Die deutsche Welt sieht heute nicht mehr aus wie im holden Mai 1906. Damals hatte der Bürger noch Ihre stolze Rede im Ohr: „Wir stehen mit zwei großen Mächten in einem sicheren Bundesverhältniß, zu fünf anderen Mächten in

freundschaftlichen Beziehungen. Auch mit Frankreich werden wir, so weit es von mir abhängt, nach wie vor dem Vertrag (der entente cordiale mit England) in Ruhe und Frieden leben. Vor einer Isolirung brauchen wir uns nicht zu fürchten. Deutschland ist zu stark, um nicht bündnißfähig zu sein. Für uns sind mancherlei Kombinationen möglich; und wenn wir unser Schwert scharf erhalten, brauchen wir das Alleinsein nicht zu fürchten“. Brauchens noch immer nicht und wollens nie lernen. Fragen aber, wo die beiden fest Verbündeten, die fünf Freunde und die mancherlei Kombinationen seitdem geblieben sind. Und haben einstweilen keine Lust, ähnlicher Rede zu lauschen. „Wie es um uns in der Welt steht, haben die Herren gesehen“, sprach nach Tisch der Kaiser.

... Am achten Maiabend kam aus Karlsruhe die Botschaft: Der Kanzler ist frischer und kräftiger als vor dem Anfall; hat also, durfte man ergänzen, die Geschäfte wieder in starker Hand. Und am selben Abend lasen wir: Kaiser Wilhelm besucht im Juni den Kaiser Franz Joseph. Der Chef des Großen Generalstabes wird ihn begleiten. Nach den unruhigen Tagen der Maroffo-Konferenz soll ein neuer, weithin sichtbarer Beweis von dem unverrückbaren Bestande des deutsch-österreichischen Bündnisses gegeben werden. Der Empfang unseres Kaisers wird sich überaus glanzvoll gestalten. Zwei Prunkmahle und eine große Truppenrevue sind geplant. Die Anregung zu der Zusammenkunft ist vom Kaiser Wilhelm ausgegangen. „Das schien zunächst das Wichtigste. Der jüngere Herrscher hatte sich (vielleicht von Donaueschingen aus via Fürstenberg-Schönborn-Buchheim-Hohenlohe) angesagt, war nicht von dem älteren eingeladen worden; und die am wiener Ballplatz Regirenden legten Werth auf die rasche Feststellung dieser Thatsache. Unbehaglich. Nicht jeder Besuch, den ein artiges Lächeln der Wirthe willkommen heißt, wird von frohen Herzen begrüßt. Wozu die Absicherung eines seit Jahrzehnten unterschriebenen Bündnisses, an dessen Bestand Niemand zweifelt? Dieses Bündniß ist jetzt, da an einen russischen Angriffskrieg nicht zu denken ist, den Oesterreichern gar nicht unbequem: nur für uns leider unfruchtbar. Ist Guer Durchlaucht sicher, wie der schwarzgelbe Hase laufen würde, wenn im Westen ein Brand ausbräche? Sehr günstig wirkt übrigens der Versuch nicht, uns im Glanz österreichischer Freundschaft zu sonnen. „Ist mir nichts, ist mir gar nichts geblieben als die Ehr‘ und dies greifende Haupt.“ Wer weiß, ob die freundliche Absicht drüben mit Wohlbehagen vermerkt wird? Generalstabchef, Galatafeln: da sind Reden zu erwarten; und die Leute fürchten nachgerade überall, von uns politisch festgenagelt und öffentlich genöthigt zu werden, d'épouser les haines d'autrui. Auch auf den „glanzvollen Empfang“ hätten wir gern verzichtet. Eduard fährt als Reisender für die britische Weltfirma durch Europa und macht ohne Aufsehen gute Geschäfte. Glaub' t

man, dem Deutschen Kaiser Augenweide und Festgepräng bieten zu müssen? Am Ende kommt, wie in Karwa, Windsor, Rom, Budapest, wieder nichts Nützliches heraus. Ein Glück noch, wenn Alles ohne sichtbares Ungemach abläuft.

So dachten wir; und fröstelten im heißen Mai. Zwölf Stunden danach hatten wir schon die erste Lenzbekkerung. Hochoffizielles aus Wien: „Kaiser Wilhelm wird, wie wir vernehmen, die Hofburg nicht betreten, sondern nur im Schönbrunner Schloß, im Hause seines Botschafters und im Palais des Grafen Wilczel verweilen. Parade, Brunkmahl, Trinksprüche sind nicht in Aussicht genommen. Es wäre auch verfehlt, dem Besuch irgendwelche politische Bedeutung beizulegen; und die Tendenz, ihm eine gegen Italien oder England gerichtete Spitze zu geben, würde hier sehr unangenehm berühren“. Eine liebliche Duverture. Kollege Goluchowski scheut das Feuer. Ein Privatmann würde nach solcher Aufnahme der Besuchsankündigung vielleicht schroff absagen. Das kann der Vertreter einer Großmacht nicht. Aber muß es unter dem wechselnden Mond denn immer so bleiben? Die selbe Geschichte haben wir, in Einbänden von verschiedener Farbe, nun doch oft genug gelesen. Die wiener Herren finden, sie hätten mit Ungarn, Tschechen, Alideutschen, Polen, mit zwei Wahlreformen jetzt gerade genug zuthun. Keine Reigung, noch einmal zu hören, Oesterreich habe in Algiesiras „brillant sekundirt“, und sich für Nothfälle (von denen man lieber nicht vorher redet) die Gegenleistung versprechen zu lassen. Deshalb wird flink die Schranke gezogen. „Aufsrichtig erfreut. Aber wir bleiben familiär, auch wenn Moltke und Tschirschky mitkommen. In Schönbrunn blühen im Juni die schönsten Rosen und Wilczel zeigt uns sein restaurirtes Schloß. Nur kein politisch Lied! Intimität ist auf dieser argen Erde höchster Lebensgenuß.“ Hoffentlich sind die berliner Offiziosen sofort richtig instruiert worden. Noch ein paar taktlos überschwängliche Artikel: und der Verbündete wird deutlicher und erklärt, der casus foederis (den er jetzt vom nahen Osten her nicht zu fürchten braucht) werde ihn in Bereitschaft finden; eben so wichtig wie das Bündniß sei ihm aber das ungetrübte Verhältniß zu den Westmächten. Dann hätte der liebe Dunkel wieder einen guten Tag. Und in den letzten Jahren haben wir selten zu werden aufgehört, bevor der eingehandelte Rosenkorb von Europa beschmüffelt war.

Plan und Arrangement des Besuches, der nach der Renjurdepeche ja dreimal vorbedacht sein wollte, stammt natürlich von Ihnen. Einen Besseren findest Du nit. Die Königlich Preussische Akademie der Wissenschaften bestätigt, schon in der Terminologie der Kieler Woche, daß „höchstlie auch bei hoher See und widrigem Wind das Staatsschiff in unbeirrter Fahrt halten, mit der Ruhe und Sicherheit, der wir in der ernsten Zeit der letzten Jahre vertrauen lernten.“

Dialog vom Marfyas.

Mehrfach hat man neuerdings versucht, die altklassische Form des zum Gespräch umgestalteten Kunstessays wieder zu erneuern. Mit vollem Recht und nicht ohne Glück. Fritz Mauthners Totengespräche, in denen Phantasie und Gelehrsamkeit wipig mit einander ringen, Arbeiten von Herzl, Hofmannsthal, Destören und Anderen haben gezeigt, wie vielseitig verwendbar diese Form ist und welche lässige und anmuthende Bewegungsfreiheit sie dem Essayisten gestattet. Nun hat auch Hermann Bahr, wohl vornehmlich durch Wilde angeregt, die Spuren Platons betreten und damit eine seiner Begabung besonders zusagende Ausdrucksform gefunden. Bahr ist ja auch im Leben ein hervorragender Gesprächskünstler, einschmeichelnd, beredt, leichtbeweglich und bligartig gepackt und fortgerissen. Dabei doch nicht ohne eine listige Kühle, die ihm gestattet, den Gang der Unterhaltung unmerkbar nach seinen Absichten zu lenken, oft mit feinem Hinterstun und mit einer leise lächelnden graziösen Ironie. In seinem „Dialog vom Tragischen“, und neuerdings in dem „Dialog vom Marfyas“*) hat er wahre Muster dieser Kunstgattung geschaffen. Mit gefälliger Leichtigkeit gleitet das Gespräch dahin und wächst von zufälligen Ausgangspunkten, allmählich sich steigend, zu immer höheren und wuchtigeren Fragen auf. Schließlich sind wir (wir wissen kaum, wie) in die Erörterung von Grundproblemen der psychologischen Aesthetik verstrickt; und indem wir dem Hinundherwogen der Meinungen gespannt lauschen, meldet sich mehr und mehr auch unsere eigene Meinung zum Wort und wir fühlen uns lebhaft angeregt, sie zu formuliren. Dem stilistischen Kunstwerth des „Dialoges“ thut es keinen Abbruch, wenn wir inhaltlich vielfach zu völlig abweichenden Ergebnissen gelangen.

Das Gespräch, in dem der „Meister“ gegenüber einem Sammler, einem Künstler, einem Arzt und einem Grammatiker das große Wort führt, gleitet von der Betrachtung einer raffaelischen Handzeichnung „Apolll und Marfyas“ zu einem antiken Relief gleichen Inhalts, dem Praxiteles zugeschriebenen „Relief von Mantinea“ über, zieht verwandte altgriechische Kunstschöpfungen mit in den Kreis und gelangt so allmählich zur Erörterung gewichtiger antiker Kunstprobleme. Die Kreise des Dionysischen und des Apollinischen schließen sich gegen einander ab, Marfyas wird als Repräsentant der Künstler gefaßt, die durch ihr überhitztes Bemühen das fremde Schöne auf Kosten der eigenen Schönheit schaffen, und wir erfahren recht bemerkenswerthe Dinge über die

*) Mit einer Photographure und fünfzehn Vollbildern in Tonätzung. Als vierter Band der von Cornelius Gurlitt herausgegebenen Sammlung „Die Kultur“, bei Bard, Marquardt & Co. in Berlin erschienen. Zu beanstanden wäre der Titel „Dialog“, da es sich nicht um ein Zwiegespräch, sondern um eine Unterhaltung unter fünf bis sechs Personen handelt.

geringe gesellschaftliche Bewerthung, der die handwerklich arbeitenden Künstler im antiken Leben unterworfen waren. Dann wird die That des Perikles besprochen, der aus politischen Gründen und, um den selbstzerstörerischen Instinkten des athenischen Demos entgegenzutreten, die aus der Ueberfülle des *idaggyeia*, die harmonische Zügelung aller Affekte zu Gunsten einer gedämpft auftretenden weltmännischen Gesittung, gleichsam als Ideal attischer Civilisation proklamirt (besser noch: lancirt) habe. Zum Schluß folgt dann die Anwendung auf die künstlerische Kultur überhaupt, insbesondere die unserer Zeit; zwischen dem „Künstler aus Affekt“ (Typus Kleist) und dem „Künstler aus Charakter“ (Typus Goethe) wird unterschieden; der erste, als dem Befolge des Marqyas zugehörig, wird verworfen, der andere, als der wahre und vorbildliche, empfohlen.

Um den Kern der Erörterung zu finden, wollen wir zunächst bei der athenischen Auffassung vom sozialen Werth des Künstlers verweilen. Es klingt ja anfangs verblüffend, wenn wir (was Wahr dem Fragitelesbüchlein von Ubell entnommen hat) hören, daß für die Kunst begeisterte Volk von Athen habe die Persönlichkeiten der Künstler so wenig geachtet. Mindestens der Künstler, die, wie die Bildhauer, mit einer den Körper und die Kleidung entstellenden und beschmutzenden Thätigkeit befaßt waren. So bewunderte man eine Athena des Phidias und betete vor ihr; Phidias selbst aber hielt man wegen seiner niedrigen Hantirung nicht für gentlemanlike. Nicht wahr, recht banausisch und bornirt? Geduld: die Sache hat doch auch ihre andere Seite; und vielleicht ist die athenische Auffassung von unserer nicht so unermäßig weit entfernt (oder sollte es doch nicht sein), wie es anfangs scheint. Zunächst scheint freilich der Gegensatz zu unserem Zeitalter vollkommen, zu unserem Zeitalter des überschwänglichen Dichter- und Künstler Ruhmes und zumal der die Mode beherrschenden, vielgefeierten und umschwärmten Künstlerinnen. Uns ist Künstler und Kunstwerk fast untrennbar; wer das Werk bewundert, so lautet das Gesetz unserer Zeit, Der schuldet auch der Persönlichkeit des Künstlers Ehrfurcht. Dieses Gesetz finde ich sehr gerecht; aber es gilt bei uns nur zum Schein. Die Gesellschaft denkt gar nicht daran, den Künstler seiner Werke wegen zu feiern; sie feiert ihn nur seiner „Berühmtheit“ wegen. Die Künstlerinnen aber feiert man vor Allem wegen ihrer Schönheit, Eleganz, Extravaganz und Pikanterie. Hier handelt sich also um eine modische Verirrung und nicht um den ernst zu nehmenden Ausdruck einer künstlerischen Kultur. Ein Künstler, der sich nicht zu einer Salonerscheinung machen kann, ist heute gesellschaftlich genau so mißachtet wie im alten Athen, ja, vielleicht noch mehr, da das alte Athen das fürchterliche Gespenst der „Tagesberühmtheit“ noch nicht wie unsere heutige Welt gekannt hat. Ein unterühmter Künstler, und wenn er das Höchste leistet, ist heute ein armer

ausgestoßener Gesell, der verhungern kann, ohne daß sich eine Hand nach ihm ausstreckt. Dagegen vermag sich die Richtigkeit des höchsten gesellschaftlichen Glanzes zu erfreuen, wenn sie ein paar gute Trompeter zu besolden versteht und über einen tadellos sitzenden Frack oder über eine Reihe eleganter (einerlei, von wem bezahlter) Roben verfügt. Wir haben also nicht den mindesten Anlaß, uns mit unserer „Schätzung künstlerischer Persönlichkeiten“ der Antike gegenüber zu brüsten. Denn erstens erwischen wir viel zu oft die falschen und zweitens sind unsere Brunkfucht und Eitelkeit mehr dabei betheiligte als unsere künstlerische Bildung. Der Künstler ist heute gesellschaftlich nicht höher geachtet als früher; nur wird mehr Humbug mit ihm getrieben. Eine gute bürgerliche und nun gar eine aristokratische Familie betrachtet es noch immer als ein „Unglück“, wenn eins ihrer Kinder sich einem künstlerischen Beruf zuwendet, und erst wenn die äußere „Karriere“ sich glänzend anläßt, athmet man erleichtert auf und ist zur Verzeihung bereit. Das Zauberwort aber heißt: Berühmtheit. Eine ganz äußerliche und eitle Schätzung von Künstlern, ohne eine wahrhaft innerliche Schätzung der Kunst: Das ist die wenig beneidenswerthe Höhe, zu der sich unsere heutige Civilisation emporgeschwungen hat. Daß es Ausnahmen giebt, braucht ja wohl nicht erst versichert zu werden.

So kämen wir denn zu dem Ergebnis: daß die Kultur einer Zeit sich nicht in ihrer Schätzung der Künstler, sondern in ihrer Schätzung der Kunst verräth und daß deshalb unsere Zeit hinter der Antike weit zurückbleibt. Sie liebte und verstand das Kunstwerk; wir mißverstehen und feiern den Künstler.

Damit sind wir wieder bei Bahr angelangt. Er zeigt sich nämlich, bei all seinem vornehmen Streben, noch in dem traurigen Persönlichkeitskultus unserer Zeit befangen. Die Person des Künstlers steht ihm so unendlich viel höher als das zu schaffende Kunstwerk, daß er das Kunstwerk beinahe haßt, weil es dem Künstler Etwas nimmt. Als ob die Kunst da wäre, um Künstler zu züchten, und nicht, um Kunstwerke entstehen zu lassen! Wir hören bewegliche Klagen darüber, daß das Kunstwerk den Künstler „ärmer und verlassener“ mache. „Im Schaffen ist mir oft, als ob ich durch das Werk, das mich plagt, wenn mir gelingt, es auszutragen, gereinigt und erweitert und gesteigert werden müßte. Bin ich es aber los, dann, in der Ermattung, die den Wallungen folgt, scheint mich mit dem Werk meine beste Kraft verlassen zu haben und ich bleibe ausgehöhlt, ausgepumpt, erschöpft, nichtig und leer zurück, schlechter, als ich war.“ Wie wenig muß ein Künstler seine Kunst lieben, der bedauert, daß er ihr seine beste Kraft hingeben muß! Und wie wenig muß ein Künstler seiner Kunst vertrauen, der nicht weiß, daß alle Kraft, die er ihr hingiebt, ihm doppelt und dreifach zurückgegeben wird! Mir scheint, es ist das geheimnißvolle Gesetz des künstlerischen Wachsthumes: Wer sich voll ausgiebt, erhält sich gesteigert zurück; wer jedoch knausert und spart und ängstlich abwägt, schrumpft mehr und

mehr zusammen. Hietaus folgt, daß das Lebensgesetz der Kunst, die überall den Einfluß des Höchsten und Letzten fordert, zugleich ein Gebot des künstlerischen Egoismus ist, da der Künstler sich durch Selbstverschwendung bereichert. Ist die Zeit der natürlichen Ermattung, die jeder Kraftanstrengung folgt, erst vorüber, so gewinnt der Organismus seine volle Ruhe zurück und Alles an ihm ist dann gestärkter, gefestigter, auf höhere und kühnere Ziele gespannt. Aufgaben, die der Künstler sich ehemals gar nicht zu stellen wagte, rücken in den Bereich der Möglichkeit, reizen das Kraftgefühl mächtig und lochend an, werden erwogen, ergriffen, gehämmert, bewältigt. Und bald steht ein neues Kunstwerk da, das das frühere, in dem der Künstler scheinbar seinen letzten Blutstropfen dahingab, an Schönheit, Gesundheit und Kraft noch übertrifft. Und wenn auch dieser Steigerungsprozeß nicht endlos fortgesetzt werden kann, so zeigt er doch den einzigen Weg, auf dem ein Künstler allmählich über sich selbst hinauszuwachsen vermag. Das aber fordert die Kunst von ihm; nicht etwa, seine Persönlichkeit zu inszenieren.

Wenn daher Bahr von Lionardo sagt: „Statt mit Werken zu prahlen, war er besorgt, niemals mehr zu geben, als er entbehren konnte, ohne zu verarmen“, so sagt er damit etwas recht Bedenkliches. Auch trifft es auf Lionardo nur scheinbar zu. Sorge vor geistiger Verarmung hat diesen Reichsten gewiß niemals benagt. Eher könnte man sagen, daß der Reichtum ihn bedrückt und seine einzelnen schöpferischen Kräfte mit Lähmung bedroht habe. Wo er aber sich in eine schöpferische Aufgabe hineinlebte, wie beim Abendmahl, bei der Mona Lisa, beim Schlachtarton, da that er es auch ganz, ohne zu sparen, und gab Alles hin, — ein Fürst, der sehr wohl wußte, warum er sich verschwenden durfte. Eher könnte man bei Goethe eine gewisse haushälterische Berechnung der auszugebenden Kräfte vermuthen; doch nur, so lange er noch schwankte und erwog, nicht, während er ausgab und schuf; denn wer den Faust, den Tasso, die Gedichte schrieb, wußte nichts vom Sparen.

Wo bleibt nun also die schöne Unterscheidung zwischen dem „Künstler aus Charakter“, nämlich dem Sparer, und dem „Künstler aus Affekt“, nämlich dem Verschwender? Zu Staub ist sie zerfallen. Wer kein Verschwender ist, ist kein Künstler, und wer zu sparen sucht, ist bald ein armer Mann. Gab es je einen größeren Kunstverschwender als Shakespeare? An den gleichgiltigsten Stellen streut er Diamanten aus. Und nun unser armer, bitter gescholtener Kleist! Ich brauche ihn nicht gegen den Vorwurf zu vertheidigen, in seinem „Prinzen von Homburg“ herrsche „der schlechte Geruch und die verdorbene Luft eines kläglichen und krampfhafsten Menschen, der vor Schwäche zappelt“. Wer dergleichen Geruchshalluzinationen hat, ist zu bedauern. Uns schien bis jetzt gerade in diesem Stück die reinste, hellste und klarste Luft zu wehen, die sich gesunde Geisteslungen nur irgend zu wünschen vermögen. Aber lassen

wir „Homburg“; denken wir an „Penthesilea“. Es giebt vielleicht kein klassischeres Beispiel für die Hingabe der äußersten Künstlerkraft an ein Kunstwerk und für die unermessliche Steigerung aller Kräfte durch diese grandiose Art von Hingabe. Da entstand ein Werk, so stropend von barbarisch schöner Pracht, daß es im Guten und im Schlimmen nicht seinesgleichen hat und daß es unwittert ist von funkelnden, unvergänglich-Loedenden Geheimnissen, gleich einem Bild von Giorgione, gleich Shakespeares Hamlet.

Und um nun zum Schluß Bahr wieder einen Schritt entgegenzugehen, sage ich Folgendes: Statt im Künstler zwei Typen zu unterscheiden, hätten Sie lieber den einen großen, untheilbaren Künstlertypus, den schöpferischen Selbstverbreitner, neben den anderen, eben so großen Typus des allseitig harmonisch entwickelten Idealmenschen stellen sollen. Sie konnten dann mit Recht behaupten, daß Erscheinungen wie Lionardo und Goethe mehr diesem zweiten als dem ersten Typus beizuzählen seien und daß die Kultur der Antike wie der Renaissance bewußt diesen zweiten Typus sich als höchstes Ziel gesetzt habe. In diesem Sinn konnten Sie dann immerhin sagen, was Sie ja dreimal mit Behagen wiederholen: „Der starke, freie Mensch ist Nicht-Künstler“. Und wir hätten Ihnen hierin zugestimmt, weil der Künstler reinsten Blutes (Shakespeare, Michelangelo, Beethoven), der alle Kraft und Leidenschaft auf die Bethätigung und Entwicklung einer einzigen Kraft setzt, gar keine Zeit und auch kein Interesse daran hat, sich zum Prachtexemplar einer nach außen und innen harmonisch-schönen Vollnatur zu entwickeln. Insofern sind ja freilich die hochbegabten Menschen durch ihr Schaffen ärmer geworden, als sie in der Befessenheit ihres schöpferischen Triebes immer „unmöglich“ für den normalen Verkehr mit Menschen (oder für den Verkehr mit Normalmenschen) werden. Ihre einseitig entwickelte Schaffensleidenschaft trägt Schuld, daß all ihre Talente geselliger Art verkümmern, daß sie weder lebenswürdig noch unterhaltend sind, sondern nach außen hin mürrisch, mißtrauisch, unberechenbar und explosiv. Sie haben ihr äußeres Menschenthum dem inneren Reichthum ihrer Kunst gleichsam zum Opfer gebracht. Ein Opfer ist wirklich; fast ein Martyrium. Aus Michelangelos Gedichten, aus Beethovens Briefen und aus Shakespeares Sonetten können wir die schrille Stimme dieses tiefen Schmerzes hören, der herzererschütternden Klage über Vereinsamung. Wir haben sie in unseren Tagen wiederum in Nießches Briefbekenntnissen gelesen; und wer Ohren hatte, zu hören, vernahm die selben Wehelaute, wenn auch geheimnißvoll verhüllt, in Ibsens Epilog „Wenn wir Toten erwachen“. So fürchtbar muß der Künstler für sein Kunstwerk bezahlen. Aber er kann gar nicht anders: sein Werk ist ihm das Höchste und so mag ihm das Leben darüber verloren sein.

Diesem Typus des reinen Künstlers stehen Unioersalnaturen wie Lionardo und Goethe fast fremdartig gegenüber. In ihnen hat die Kunst nicht

den ganzen Menschen beansprucht und aufgebraucht, weil der Künstler in ihnen eine Erscheinung unter verschiedenen anderen, vielleicht gleichwerthigen ist; wird die Kunst aber einmal in ihnen mächtig, dann steigt sie raslos bis auf den höchsten Gipfel. Diesen Menschen ist die Kunst gleichsam nur das Symbol ihrer höchsten Geisteskräfte; es gewinnt in einigen Schöpfungen Inhalt, aber den Hauptinhalt bildet das Leben. Goethe und Lionardo stellten sich selbst dar, nicht nur Das, was sie schufen; sie waren gleichsam ihr eigenes Material, das sie in Bezug auf die umgebende Außenwelt formten, als imponirende Persönlichkeiten, als harmonische Vollmenschen. Der Schwerpunkt lag bei ihnen mehr im Menschlich-Persönlichen als im Schaffend-Künstlerischen. Sie trugen das Licht beider Kreise in Händen und beleuchteten den einen mit dem anderen.

Wien.

Franz Servaes.



Eine neue Partiturschrift.

Seit einiger Zeit bereits wurden in den musikalischen Fachschriften Vorschläge gemacht, wie man das Partiturbild vereinfachen könne. Vielleicht ernstlicher als je zuvor. Die Instrumentirungskünste der Reuten haben die Partituren in einer Weise veränderte, daß auch Fachleute sie oft nur noch buchstabiren, nicht mehr lesen können. Kapellmeister, die andauernd in der Bewegung sind, beherrschen natürlich auch diese Partituren und würden selbst noch schwerer lesbare beherrschen. Aber schließlich sind Partituren doch nicht nur für die Kapellmeister da. Die vielen volkstümlichen Ausgaben, die heute von älteren Orchesterwerken hergestellt werden, beweisen, wie wenig dem musikalisch Gebildeten der fahle Klavierauszug genügt. Aber auch der sauberste Stich und der auf den kleinsten Vertikalraum zusammengedrückte Druck setzen beim herkömmlichen Partiturbild schon für die einfachen älteren Werke eine ganz ansehnliche Sonderbildung voraus. Und nun erst die Partitur eines Richard Strauß, Mahler oder Roger! Bleibt es wirklich kein Mittel zur Vereinfachung?

Zwei Vorschläge wurden gemacht. Zunächst sollten nur noch die allen Klavierspielern bekannten Violin- und Bass- (oder G- und F-)Schlüssel zulässig sein. Die Ganzradikalen beschränken sich gar auf einen einzigen Schlüssel, der künftig, wie ein Dicterich, Alles erschließen solle. Der zweite Vorschlag betraf die sogenannten „transponirenden Instrumente“. Diese transponirenden Instrumente sind das fürchterlichste Kreuz für jeden nicht ganz festen Partiturleser. Sie klingen nämlich anders, als sie geschrieben werden. Da steht etwa ein C und der Leser soll sich ein F oder A oder Es dabei denken. Der Grund ist: ein transponirendes Instrument wie die Klarinette hat je nach der Länge des Rohres eine andere Stimmung. Sein Naturklang, also sein Grundton bei geschlossenen Klappen und Zügen, wird stets als C aufgezeichnet. Je nach der Rohrlänge kann dieses C nun wie B oder wie A klingen und diese verschiedene Stimmung hat der Partiturleser dann umzudenken. Nun transponiren nicht nur die Klarinetten, sondern auch das englische und das Bassethorn und das Saxophon, die Trompeten, die Ventilhörner und die Kornetts (ausgenommen natürlich all diese Instrumente in der C-Stimmung). Es

ist wirklich nicht immer so ganz einfach, sich da durchzufinden, und häufig genug wird die Lecture zum schwierigen Exempel.

Prüfen wir nun die Vorschläge, die bei den wenigen Tacten, die gelegentlich als Probe vorgelegt wurden, die Partitur fast bis zur Uebersichtlichkeit eines schlichten Klavierauszuges vereinfachten. Zunächst also die Schlüsselfrage. Hier muß ich gestehen, daß mir der hartnäckige Widerstand gegen eine Vereinfachung nicht ganz verständlich ist. Denn die Entwicklung der gesammten Notenschrift drängt gebieterisch auf eine solche Vereinfachung hin. Wir haben heute im Wesentlichen nur noch die G-, die C-, und die F-Bezeichnung (Violin-, Alt- und Bassschlüssel). Ueberzeuge man sich nun, aus welcher Vielgehaltigkeit diese verhältnißmäßige Einfachheit hervorgegangen ist, denke an die alten Sopran-, Mezzoopran-, Tenor-, Bariton- und Subbassschlüssel: wirklich, es ist Partiturenparticularismus, wenn man die Beschränkung auf höchstens zwei, womöglich einen Schlüssel gar so heftig ablehnt.

„Aber die transponirenden Instrumente? Wird nicht dem Kenner der alten Schlüssel das Lesen dieser Stimmen ganz erheblich vereinfacht?“ Das ist der stärkste Trumpf für Alle, die von einer Aenderung nichts wissen wollen. Darauf ist zu entgegnen: So lange unser ganzer Instrumentenbau keine Reformation erlebt, muß jeder Kapellmeister ein Virtuose im Transponiren bleiben. Aber beim besten Willen kann ich nicht einsehen, weshalb es denn so viel schwerer sein soll, von C nach Es oder von Es nach C zu transponiren. Würde bei den transponirenden Instrumenten Seite für Seite beim Zeilenanfang der Buchstabe der Stimmung angegeben, so würde jeder geschulte Kapellmeister sich vor einer neuen Partitur nicht weniger gut mit seinen Leuten verständigen können wie vor einer alten.

Ich schreibe diese Zeilen nach der Lecture ein in der neuen Einheitschrift aufgezeichneten Partitur: der Manfred-Ouverture von Schumann, herausgegeben von Stephani im Verlag Dreililien. In dem Heftchen sind alle Folgerungen gezogen. Nur der Violinschlüssel gilt und die Bezeichnung 8 oder 16 am Zeilenanfang unten giebt die Anweisung, ob die Zeile um eine oder zwei Octaven tiefer zu spielen sei. Die Beseitigung auch des Bassschlüssels schien mir anfangs bedenklich. Ein Kontrabaß im Violinschlüssel notirt: Das ist so ungewohnt. Aber nach wenigen Seiten findet man sich auch darin zurecht.

Die Gelehrten, so weit sie gute Europäer sind, stimmen heute darin überein, daß man einen Forscher nicht deshalb gleich unwissenschaftlich nennen müsse, weil er einen lesbaren Stil schreibe. Das aber scheint mir das Wesentliche bei der neuen Partiturschrift im Vergleich zur alten: daß sie eine uns schwer verständliche Fachsprache in einer allgemein verständlichen Form vorträgt.

Wilmersdorf.

Willy Pastor.

Der Chinese.

Eine Kindergeschichte.

Sinter dem Hause im Hof hielten Carlos und Nikolas Thiere, Hausthiere und Thiere der Pampa. Ost machten sie Streifzüge und kehrten mit einem Hanz zurück, einem jungen Strauß, einer Kropfeidechse, einem Gürtelthier; sie stellten Zellen im Hof auf und fingen Beutelratten. Aber über die neuen Thiere vernachlässigten und vergaßen sie die alten. Einmal brachen die meisten aus. Ein junges Reh

hatte oben im Salon übernachtet, eine Kropfdecke war ins Bett einer Magd gekrochen. Da wurde Karlos und Nikolaß gedroht, die Thiere müßten fort, wenn sie sich nicht besser um sie kümmerten.

Am nächsten Tag waren die Knaben, wie gewöhnlich, hinaus in die Pampa geritten. Nach einer Stunde scharfen Galops wandten sie die Ponies nach einem Ombu, um Raß zu halten; es war ein sehr heißer Tag, die Pferde ließen die Köpfe hängen und bewegten die Ohren müde nach den Seiten; die Sättel lagen beinahe auf ihren Hälsen. Als die Knaben sich dem Baum näherten, sahen sie dort einen feldjamen, kleinen, dicken Mann auf der Erde sitzen, den Kopf gegen den Stamm gelehnt. Statt eines Rodes oder Ponchos trug er einen ganz eigenthümlichen Kittel, der ihm bis an die Knie reichte; neben ihm lag ein breitrandiger Strohhut, wie sie die Peones im Lande tragen, und ein rothes Bündel. Gleich nachher erkannten sie jedoch, daß es kein Mann war, sondern eine Frau in Männertracht; denn es trug einen langen, dünnen Jopf.

„Das ist komisch“, sagte Karlos und lachte.

„Sehr komisch“, sagte Nikolaus und lachte auch.

Sie ritten ganz nah an dem Baum heran: es war keine Frau.

„Ein Chinese!“ sagte Karlos und erbleichte.

„Ein Chinese!“ sagte Nikolaß und erbleichte auch.

Der Kopf und der Kittel waren ganz so, wie sie es bei Chinesen auf Silberbogen gesehen hatten.

Der Chinese, der geschlafen hatte, war erwacht und sah die Knaben ohne merkliches Erstaunen an.

Sie wollten kehrt machen und fliehen, denn sie hatten gehört, diese Menschen seien wild und blutdürstig wie die Indianer des Gran Chaco. Aber sie ermannten sich zugleich, denn Keiner wollte vor dem Andern feig erscheinen; und dazu blinzelte und lächelte der Chinese so gemüthlich und Vertrauen erweckend, daß Flucht den Knaben doppelte Feigheit erschien. Vielleicht ist es ein zahmer Chinese, dachten sie.

„Was schaut Ihr mich so an, Ihr Hüblein?“ fragte er endlich. Seine Stimme klang sanft; sie hatte nichts von einem wilden Indianergeheul.

„Wir schauen Dich nicht an“, sagte Karlos und starrte fortwährend auf ihn.

„Seht mir diese Knaben!“ Der Chinese lachte und schlug sich auf die dicken Schenkel; das Gesicht, das er dabei machte, war so komisch, daß auch Karlos und Nikolaß in Lachen ausbrachen.

„Was hast Du in Deinem Bündel?“ fragte Karlos nach einer Weile.

„Zwei Hemden und eine Hofe; denn ich bin auf Reisen.“

„Weite Reisen?“

„Ich gehe von Gut zu Gut und suche mir eine Stelle als Koch. Meine letzte Herrschaft hat ihr Gut verkauft und ist ausgezogen; da bin auch ich ausgezogen. Könnt Ihr einen Koch bei Euch brauchen, Ihr Buben?“

„Nein“, sagte Karlos. Gleich darauf aber durchzuckte ihn ein Gedanke:

„Wir können Dir aber eine andere Stelle verschaffen.“

„So. Eine andere Stelle? Und die wäre?“

„Du könntest unsere Thiere pflegen, denn sonst müssen sie fort. Ich will Mama sagen, daß man Dir so viel bezahlt wie einem Koch. Kannst Du Thiere pflegen?“

„Gewiß; aber was für Thiere sind's, Ihr lieben kleinen Knaben?“

„Verschiedene; wenn Du mit uns nach Hause kommst, wirst Du sie sehen.“

Der Chinese war damit einverstanden; die Kinder hielten kurze Rast, rückten dann die Sättel zurecht, schnallten die Gurte fester und stiegen zu Pferd. Der Chinese saß bei Nikolas hinten auf.

„Wie ist denn Dein Name?“ fragte Karlos; „denn wenn wir jetzt zu Mama gehen, um Dir die Stelle zu verschaffen, müssen wir wissen, wie Du heißt.“

Der Chinese nannte einen Namen, der sehr seltsam klang. Die Knaben brachten immer nur Bichuante heraus. „Nennst mich nur immerhin Bichuante!“

Mit stark klopfendem Herzen ritten Karlos und Nikolas in das Gut ein. Von irgendwo erschien José, der Knecht, und führte diesem seltsamen Kuizug mit offenem Munde nach. Die Knaben ritten bis zur Mittelthür des Hauses. Karlos sprang ab und rannte hinauf zu seiner Mutter.

Sie saß im Musikzimmer am Klavier. „Mama“, schrieb er, „wir haben einen Chinesen mitgebracht, aber einen zahmen Chinesen!“

„Was habt Ihr mitgebracht?“ Sie unterbrach ihr Spiel.

„Einen ganz zahmen Chinesen, Mama, der Bichuante heißt.“

„Was redest Du da für Unsinn? Was soll denn der Mann?“

„Er soll unsere Thiere pflegen, Mama.“

Karlos sagte seine Mutter am Arm, zog sie ungestüm nach dem Fenster und zeigte nach unten: „Dort ist er.“

Wahrhaftig: es war ein Chinese. „Das ist schon Euer verdicktester Einfall!“ sagte die Mutter. Aber nachher ward ihnen gestattet, den Chinesen zu behalten.

Er trat sofort seinen Dienst an. Ställe mußten ausgebessert und gründlich gereinigt werden. Er stieg in den Laubenschlag hinauf und wirthschaftete. Weiß geiprenkelt und mit Federn bedeckt, kam er wieder herunter. Er grub für das Wasserfchwein einen regelrechten Teich; bisher hatte es sich mit einem Lämpel begnügen müssen, der nach einer halben Stunde immer wieder ausgetrocknet war. Vor Allem war es eine Freude, zu sehen, wie saust er mit den Thieren umging. Die Kaninchen schnupperten ihm durch die Fenster ihrer Kästen entgegen, sobald er sich zeigte; nicht lange; und die Tauben setzten sich ihm auf die Schultern, das Reh lief ihm nach. Nikolas glaubte sogar, zu sehen, wie das Wärtelthier ihn freundlich anblinzelte. Die Knaben liebten den Chinesen, besonders Nikolas.

Von den Diensthoten hielt sich der Bichuante möglichst fern, denn sie lachten über ihn und spielten ihm auch manchmal einen Schabernack. Namentlich aber fürchtete er José. Als er einmal an der Küche vorbeiging, hörte er, wie der Knecht dem Gärtner sagte, er wolle den Chinesen umbringen (José haßte ihn, weil er fand daß die Thierpflege eine zu leichte Arbeit sei). Der Bichuante erbebte, ließ aber nie ein Wort darüber verlauten. Nur wenn er zu Bett ging (seine Kammer lag neben der José's), verriegelte er die Thür, schlief aber trotzdem immer gleich ein.

Er kümmerte sich aber gar nicht nur um die Thiere auf dem Hof. Er striegelte und sattelte die Ponies, er putzte ihr Jaumzeug; einmal wusch er sogar den Schemen des Verwalters. Als José Das sah, war er gleich darauf bedacht, ihm nach Kräften von seiner Arbeit aufzubürden, und seinem Beispiel folgten die anderen Diensthoten. Der Chinese verrichtete Alles, still, ohne zu klagen.

Manchmal, wenn er sich frei machen konnte, saß er gegen Sonnenaufgang mit den Knaben auf der Weide im Graze. Ein leichtes Lächeln lag auf

seinen Lippen, er pflückte eine Blume, besah sie aufmerksam und murmelte leise Etwas vor sich hin. Karlos und Nikolas rückten ganz nah an ihn heran, um zu hören, was er sagte. Dann baten sie: „Sprich jetzt mal ganz laut auf Chinesisch.“ Der Bichuante zog die dünnen Augenbrauen in die Höhe, bewegte den Kopf langsam hin und her und sagte einige Sätze, worüber die Kinder laut auslachen mußten.

„So, jetzt sprich wieder die christliche Sprache“, sagte Karlos; denn er wußte von den Gauchos: Alles, was nicht spanisch ist, ist auch nicht christlich. Dann mußte der Bichuante Furchelbäume schlagen. Das konnte er wie kein Anderer. Nikolas umarmte ihn und gab ihm lautstimmende Küsse auf beide Backen. Aus Dankbarkeit, denn den ganzen Tag hatte er sich auf diese Furchelbäume geireut. Und dann saßen sie wieder im Gras bei einander.

Der Bichuante stand auf und schlich auf den Felsenstippen einem Schmetterling nach; ohne eigentlichen Grund, aus unbegreiflicher Freude. Der Schmetterling setzte sich auf eine Blume, klappete die Flügel auf und zu; aber sobald der Bichuante sich genähert hatte, flog er wieder auf und setzte sich auf eine andere Blume. Der Chineser blieb in behutsamer Entfernung von ihm stehen und ahmte mit Daumen und Zeigefinger den Flügelschlag nach, ganz erschaut, als hätte er nie in seinem Leben einen Schmetterling auf einer Blume gesehen.

„Wie merkwürdig ist doch so ein Chineser!“ sagte Nikolas zu Karlos.

Einmal hatte Nikolas, ohne etwas Böses zu denken, den Bichuante am Kopf gezogen; da hatte ihn der Chineser sehr ernst und traurig angeschaut und gesagt: „Zhu Das ja nie wieder, mein Liebling!“ Nikolas erschrak. Auch freute es den Chinesen nicht, wenn die Kinder den Ponies Zügel flochten, wie es am Samstagabend geschah, damit die Pferde gewellte Mähnen hätten, wenn man am Sonntag zu den Wettrennen der Gauchos ritt. Merkwürdig, dachte Nikolas; er fand Manches an dem guten Bichuante merkwürdig.

Die Eltern der Knaben waren auf einige Zeit nach Buenos-Aires vertrieft. Die Kinder blieben unter der Obhut des Verwalters, eines sehr strengen Franzosen, der selbst einmal ein großes Gut gehabt hatte. Er kümmerte sich äußerst gewissenhaft um die Wirtschaft und Alle fürchteten ihn. Der Bichuante hatte mehrmals in der Küche mithelfen müssen und da war sein Kochtalent in vollem Glanz sichtbar geworden. Der Franzose hielt auf gute Küche. Er entließ ohne Weiteres den alten Koch und erhob den Chinesen auf diesen Posten. Der Bichuante erhielt einen weißen Rock, eine weiße Schürze, eine weiße Mütze und war mit einem Schlag eine Respektsperson unter den übrigen Diensthöten. Das war ein Triumph für Karlos und Nikolas, die, dem Verwalter denn auch sehr dankbar waren.

Sechs Wochen waren vergangen; es war an einem außergewöhnlich heißen Tage, der Chineser stand in der Küche und bereitete den Teig für die Nachtlich-Pasteten. Karlos und Nikolas schauten ihm zu. Weil die Hitze geradezu unerträglich war und der Chineser, seit er seine neue Stelle bekleidete, viel dicker geworden war, beschloß er, um sich Lust zu machen, Rock und Hemd abzuthun. Karlos und Nikolas halfen ihm dabei unter Freudengeichrei.

„Wie hätte ich geglaubt, daß Du einen so dicken Bauch hast“, sagte Karlos und klopfte ihm auf den Leib.

Aber ein unendlicher Jubel brach aus, als der Bichuante, um sich ein Späßlein zu erlauben, zwei Hände voll Teig nahm und, sich ein Wenig nach hinten

beugend, ihn auf seinem nackten Leib zu kneten begann. „Bravo!“ riefen die Knaben, umtanzen ihn und schüttelten sich vor Lachen. Und der Chineser stand da, von Fliegen umjumpt, grinste und knetete weiter. Dann wurde der Teig auf dem Tisch ausgerollt und die Pasteten geformt und gefüllt.

„Das ist meine Pastete“, sagte Karlos und machte in die größte ein Loch mit dem Zeigefinger. „Und die ist die meine“, sagte Nikolas und machte ein Loch in die zweitgrößte. Dann wurden die Pasteten in den Ofen geschoben.

Einige Stunden später saßen Karlos und Nikolas mit dem Verwalter bei Tisch. Die Suppe und der Buchero, die Carbonada und der Kjabo wurden gebracht; zum Schluß kamen die Pasteten . . .

„Ach“, sagte der Verwalter, „die Pasteten sind heute wirklich ganz ausgezeichnet.“ Karlos würgte, denn er hatte den Mund voll und wollte antworten. „Warum sind sie so gut?“ sagte er, mit vollen Waden kauend; „weil der Bichuante den Teig auf seinem nackten Bauch geknetet hat. So macht man in seiner Heimath und dann werden die Pasteten sehr gut.“

„Was hat er gethan?“ fragte der Verwalter betroffen.

„Er hat Rock und Hemd ausgezogen und hat den Teig auf seinem nackten Bauch gerieben“, sagte Karlos arglos; und er sprang auf, beugte sich etwas rückwärts und ahnte dem Chinesen nach. Der Verwalter gab keine Antwort . . . Er schob seinen Teller weg und drückte auf den Knopf einer Klingel . . .

Eine Viertelstunde später hingen Karlos und Nikolas weinend am Hals des Chinesen; der Bichuante mußte fort. Die Knaben wußten: der Verwalter hat sein leztes Wort gesprochen.

„Warum hast Du Das von den Pasteten erzählt, Karlos!“ heulte Nikolas.

„Ich wußte doch nicht . . .!“ Karlos konnte nicht weiter. Er drückte sein Gesicht auf den Hals des Chinesen, der ganz naß von Thränen war.

„Der Bichuante muß jetzt fort . . .!“ Die Stimme des Knaben schnappte über, er gluckste und hustete.

„Geh nicht fort, Bichuante!“ heulte Karlos.

„Weinet nicht, Ihr Buben“, sagte der Chineser, der seine Nahrung niederzwang; „weinet nicht seid Männer!“

Karlos und Nikolas trockneten sich die Augen und schneuzten sich. Sie sahen einander an, ein Beben ging über ihre Züge und wieder brachen sie in Thränen aus.

Am nächsten Morgen war der Aufbruch.

Karlos und Nikolas sattelten ihre Ponies; der Chineser saß bei Nikolas hinten auf. Man ritt in der Richtung des Ombus; dort wollte man Abschied nehmen, denn dort hatte man sich einst gefunden. Auf des Chinesen Gesicht lag ein ruhiges, resignirtes Lächeln. Karlos und Nikolas weinten leise. Der Bichuante redete ihnen zu: „Ruhig, ruhig, Ihr Buben, seid Männer!“

Als sie vor dem Ombu angekommen waren, stieg der Chineser vom Pferd. Er umarmte Karlos und Nikolas; auch sie schlangen ihre Arme um seinen Hals und küßten ihn auf den Mund.

Dann, wie auf Verabredung, wandten sie die Pferde (denn sie wollten als Helden scheiden) und ritten im Galop, doch laut heulend, nach dem Gut zurück.

Rudolf Schmieb.

Die Stadien der Liebe.

Auf der Stufenleiter geschlechtlicher Empfindungen lassen sich drei Stadien sexueller Attraktion oder Gravitation unterscheiden, die, wenn auch vielfach in einander übergehend, doch ziemlich scharf von einander zu trennen sind. Das erste Stadium erotischer Anziehung ist die Hervorbringung einer unwillkürlichen Excitation der Sinne, in erster Linie des Auges, in zweiter auch der Hör- und Nerven durch ein begegnendes Objekt. Die Wahrnehmung ist durch einen spezifischen positiven Gefühlston charakterisiert, der sich als ein Gefühl der Sympathie, des ästhetischen Wohlgefallens äußert, aber nicht immer zu einer Berührung und Bethätigung zu drängen braucht. In den weitaus meisten Fällen freut man sich lediglich, eine Person zu sehen und zu hören, ist gern mit ihr zusammen und bemüht sich, ihr gefällig, nützlich und angenehm zu sein. Diese Beziehungen machen oft so vollkommen den Eindruck rein geistiger Freundschaft, daß ein nicht sachverständiger Dritter, ja, oft selbst der eigene Träger des Affektes den erotischen Unterton der Empfindung gänzlich übersehen. Ich glaube, daß auch Benedict Friedländer in seinem großangelegten und verdienstvollen Werk „Renaissance des Eros Uranios“ mit seiner „physiologischen Freundschaft“ dieses erste Stadium gemeint hat, halte aber den von ihm gewählten Ausdruck für wenig glücklich und geeignet, die Begriffe mehr zu verwirren als zu entwirren, da die Freundschaft zwischen einem Liebhaber und einem Liebling im Sinn von Platos „Gastmahl“ und Friedländer's „Renaissance“ von der nicht erotischen Freundschaft, die wir doch gewöhnlich nur als Freundschaft zu bezeichnen pflegen, im hauptsächlichsten gänzlich verschieden ist.

Sicher ist, daß in vielen Freundschaftsverhältnissen zwischen Älteren und Jüngeren in Wirklichkeit oft unbewußt Anziehungen erotischen Charakters in leichtere Grade vorliegen, wie es sich auch beim Flirten und Puffiren, bei den Ländeleien und Liebeleien, bei der Galanterie und Kotetterie junger Mädchen und Männer meist von Neuherungen des ersten Liebestadiums handelt. Daß wir hier von wirklicher Attraktion reden dürfen, geht schon daraus hervor, daß sich zunächst die Sinnesorgane völlig spontan an die ihnen sympathische Erscheinung heften.

Unsere Sinne sind stets, ohne daß wir uns darüber klar sind, auf der Jagd nach wohlthuenden Empfindungen; sie tasten, fahnden, suchen und halten Ausschau. Treten wir in einen Kreis von Menschen, so setzen sich die Sinnesorgane mit jedem Anwesenden in ein bestimmtes Verhältniß; einer großen Gruppe stehen sie neutral gegenüber, eine zweite sieht sie ab, eine dritte zieht sie an. So ist es, wenn wir eine Gesellschaft, eine Versammlung, einen Ballsaal, eine Gastwirtschaft, einen Straßenbahnwagen betreten; wer die Eisenbahn benutzen will, sucht nicht selten ein Coupé, in dem sein Auge eine ihn fesselnde, anziehende Gestalt bemerkt, und setzt sich so, daß er sich möglichst des ihm angenehmen Anblickes erfreuen kann; vor der Schaubühne wendet sich die Aufmerksamkeit mit Vorliebe den Personen zu, welche die Sinne am Kräftigsten ansprechen, und auf der Straße beachten und beobachten wir in der Menge immer wieder die Gestalten, die uns schön scheinen; diesen Objekten geht das Auge und mit ihm oft der ganze übrige Körper nach. Auch auf Abbildungen, Photographien, plastische Darstellungen, Illustrationen, überträgt sich dieses leichte erotische Lustgefühl.

Vortrefflich hat Goethe die sexuelle Gravitation im zweiten Theil der „Wahl-

verwandtschaften* beschrieben: „Nach wie vor übten sie eine unbeschreibliche, fast magische Anziehungskraft gegen einander aus. Sie wohnten unter einem Dach; aber selbst ohne gerade an einander zu denken, mit anderen Dingen beschäftigt, von der Gesellschaft hin- und hergezogen, näherten sie sich einander. Fanden sie sich in einem Saal, so dauerte es nicht lange und sie standen, sie saßen neben einander. Nur die nächste Nähe konnte sie beruhigen, aber auch völlig beruhigen; und diese Nähe war genug: nicht eines Blickes, nicht eines Wortes, keiner Geste, keiner Berührung bedurfte es, nur des reinen Zusammenseins. Dann waren es nicht zwei Menschen, es war nur ein Mensch im bewußtlosen, vollkommenen Verhagen, mit sich selbst zufrieden und mit der Welt. Ja, hätte man Eins von Beiden am letzten Ende der Wohnung festgehalten, das Andere hätte sich nach und nach von selbst, ohne Vorjaß, zu ihm hinbewegt.“

Wie viele Leistungen der Menschen, wie viele Fortschritte im Gang ihrer Entwicklung entsprangen in ihren Ursprüngen unbewußt jenseitigen Regungen! Die meisten Menschen fühlen sich, wenn sie sich nur in der Gesellschaft sie erotisch anziehender Personen befinden, ohne daß die eigentliche Geschlechtlichkeit überhaupt in Betracht kommt, gekräftigt und gehoben. Ein Gruß, ein freundliches Zusehen, ein langer Blick der anziehenden Person beglückt sie. Sind sie mit ihr beim Tanz, auf der Eisbahn, in der Ausübung eines Sports oder Spiels, beruflich oder außerberuflich zusammen, so verspüren sie ein Gefühl der Belebung und Sättigung. Daß es sich in diesem ersten Stadium der Attraktion tatsächlich um endogen-objektive Veränderungen im Körper handelt, scheint mir zweifellos aus vielen Äußerungen hervorzugehen, mit denen die subjektiven Empfindungen beschrieben werden: den Körper „durchrieselt“, „durchdringt“, „durchrinn“, „durchschauert“, „durchströmt“, „durchguckt“ ein unbekanntes Etwas, es „geht ihnen durch und durch“, „es überläuft sie ganz eigenthümlich“, „sie fühlen sich wie elektrisiert“, „wie festgebannt“, „sieberhaft erregt“, „es ist ihnen, als ob das Herz, der Athem stockt“.

Kommt das Auge als Empfangsstation für Außenreize in Wegfall, so sehen wir für die Attraktion andere Sinnesorgane kompensatorisch in Funktion treten. Ich gebe hier die sehr bemerkenswerthe Selbstschilderung eines Patienten von mir wieder, eines Offiziers, der, durch hohe Intelligenz ausgezeichnet, in Folge eines Schnüffes in die Stirn sein Seh- und Geruchsvermögen einbüßte; er schreibt über die Art seiner erotischen Reizbarkeit:

„Als ich noch im Besitz des Sehvermögens war, übten männliche Weisen ihre homosexuell erotische Anziehungskraft durch die Wohlgestalt ihrer Erscheinung und durch ihren Blick auf mich aus; dagegen kam es auch oft genug vor, daß häßliche Menschen, ohne abnorm oder grotesk zu sein, mich anzogen, wobei ich mir ihrer Unschönheit voll bewußt war. Ich glaube nicht, daß es sich dabei um Verberstheit handelte, denn ich empfand diese Reigungen schon in früher Jugend und bin stets gesund und nicht überreizt gewesen. Da mein Geruchsinn damals sehr ausgebildet war, übte er seine anziehende Wirkung aus, sobald der Gegenstand meiner Reigung einen besonders männlichen Geruch körperlich oder aber durch Cigarettenrauch ausströmte. Cigaretten und Parfüm waren mir aber stets eben so abstoßend wie elegante Kleidung, seidenes Unterzeug und Wehliches. Meine Vorliebe für das voll Männliche, heterosexuell oder hijuell, ist mir auch als Hindernis treu geblieben, jedoch scheint der Strom der Sympathie, der früher durch

das Auge geleitet wurde, auf das Ohr übergegangen zu sein. Das war schon vorher sehr fein entwickelt, überseh aber oft seine warnende Pflicht, weil das Auge fortgerissen wurde. Ich glaube, viel sicherer zu gehen, seit ich in meinen Neigungen nur durch das Gehör geleitet werde. Der Wohlklang eines vollen männlichen Organs, die Art, auszusprechen und Sätze zu bilden, scheinen mir jetzt entscheidend für meine Neigung. Diese Neigungen sind zuerst durchaus nicht erotisch Art, werden es aber bei näherer Bekanntschaft, wenn die Berührung der Haut und die Form der Hand gefallen. Eine schmale, weiche Hand und dünne Finger fühlen ab, wogegen eine kräftige, fleischige oder knochige Hand anzieht. Besonders anziehend erscheint mir ein ruhiges, bestimmtes Auftreten. Das gilt von jedem Alter, vom Jüngling bis zum Fünfziger. Der Geruchssinn spielt insofern keine Rolle mehr, als er mir zugleich mit dem Augenlicht verloren ging und auch nicht vermist wird.

Meine Blindheit scheint meine frühere körperliche Abneigung gegen die Frau vermindert zu haben, ohne jedoch meine Anlage ins Bisexuelle zu verschieben. Die Frau ist mir aber als Gesellschafterin lieber als der Mann; das immerwährende Zusammensein mit einem geliebten Mann stumpft die erotische Hinneigung bei mir völlig ab. Nur die erotische Beziehung zu dem Geliebten darf bestehen; eine geistige Beziehung ertölet bei mir die erotische.“

Victor Cherbuliez sagt: „Für den blind Geborenen ist die Stimme einer Frau so viel wie ihre Schönheit“; er citirt dann die schönen Verse eines verliebten Blinden aus den „Chants et légende de l'aveugle“ par Edgar Guillebeau, professeur d'histoire à l'Institution Nationale des jeunes aveugles:

„Eclat vibrant, note touchante,
 Son timbre en moi vint se graver;
 Elle me plut . . . elle m'enchanto!
 Tous ses attraits me font rêver . . .
 Cette voix que j'adore absente
 Et dont l'écho suit tous mes pas,
 Je la voudrais toujours présente,
 Car l'écho ne me suffit pas.“

Nicht ganz selten wird auch angegeben, daß Personen den Eintritt oder die Annäherung einer ihnen sympathischen Person fühlen, bevor ihre Sinne sie wahrgenommen haben. Ohne hier zu erörtern, ob diese Angaben wissenschaftliche Beachtung verdienen, will ich als Beispiel einen Bericht anführen, den Helene von Rafowitsa in ihrem Buch: „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle“ giebt. Er lautet: „Als ich bald darauf an Holtzoffs Arm den Ballsaal betrat, küßerte mir mein Begleiter zu: ‚So kind, jezt wollen wir sehen, ob er schon da ist.‘ Ohne zu denken, was ich sagte, erwiderte ich ruhig: ‚Nein, Papa! Er ist noch nicht da, ich fühle es.‘ So eigenthümlich Das klingen mag, so wunderbar es Holtzoff erschien: es war doch so. Ich hatte eben noch nicht jenes früher beschriebene, angßvoll wohnige Gefühl, wie mich überkam, wenn Lassalle im selben Raum mit mir weilte. Aber Holtzoff wußte von diesen meinen Empfindungen bis dahin noch nichts; und so antwortete er denn mit einem fast ärgerlichen, jedenfalls spöttischen Lächeln: ‚Um Gottes willen, kind, fangen Sie mir keine nervös-mystischen Geschichten an; wenn Sie sich auf sonnambule Ahnungen verlegen wollen, bringe ich Sie sofort wieder nach Hause!‘ Aber da gackte ich zusammen: das unennbare

Gefühl war da; und willenlos sagte ich halblaut und zusammenzuckend: „Jetzt kommt er!“ Holtzoff sah sich um und sagte, beinahe verächtlich, daß ich Recht hatte, und erstaunt über meinen Zustand: „Wahrhaftig, Sie haben Recht! Jetzt kommt er!“

Das zweite Stadium der erotischen Erregung und Anziehung wird durch den Hautkontakt hervorgerufen. Vielfach, wenn auch keineswegs immer, geht die Lustempfindung im ersten Liebestadium in den Drang über, das anziehende Objekt körperlich zu berühren, es zu erfassen, zu umfassen, sich mit ihm Hand in Hand, Arm in Arm zu fühlen, sich an die geliebte Person anzuknehen, ihre Haut, ihre Haare zu streicheln, sie zu küssen. Auch hier ist der besondere Gefühlston, den das Objekt im Subjekt erzeugt, das Wesentliche, denn all diese Betastungen kommen auch in nicht erotischen Beziehungen, etwa zwischen Verwandten, vor, sind aber dann nur Symbole der Sympathie, äußere Zeichen der Zusammengehörigkeit, eine Form, nicht aber eine die Lust steigende Annäherung, die zu vasomotorischen Reflexen führt.

Wie die Zeichen der Liebe, die Berührung der Lippen und Hände, so wird auch das Wort Liebe selbst vielfach für alle möglichen Arten der Zuneigung in symbolistischem, übertragenem, verallgemeinerstem Sinn angewandt. Man sollte den Ausdruck Liebe nur für die sexuelle Liebe aufsparen. Die einheitliche Bezeichnung so verschiedener Empfindungskategorien, wie es die Geschlechtsliebe, die Mutterliebe, die Vaterlandliebe, die christliche Nächstenliebe sind, ist der Klärung der Begriffe nicht förderlich.

Welcher Unterschied zwischen dem kurzen Händedruck einander begrüßender Freunde und dem langen, innigen zweier Menschen, die einander lieben und bei denen von der Berührungstelle aus ein Strom wohlthuerender Erschütterung durch die Ketten der Neurone zum Centralorgan zieht! Wie verschieden der oberflächliche Kuß zwischen Verwandten von dem Kontakt der Lippen, bei dem die Summation der Nervenreize zu einer weit im Körper irradizierenden Hyperämie führt! Gerade die oft schwer zu definierende, stets aber deutlich wahrzunehmende Art der Empfindung während der Berührung ist dafür entscheidend, ob eine Beziehung erotischer oder unerotischer Natur ist. Ist sie erotisch, so können schon ganz leichte Berührungen, etwa der Fuß- oder Fingerspitzen, der Kniee oder Ellbogen, das eigenartige Lustgefühl erregen, das bei unsympathischen unangenehm, bei neutralen als neutral wahrgenommen wird, als belanglos aber überhaupt nicht ins Bewußtsein bringt. Gewisse nervenreiche Stellen, namentlich solche, an denen die Oberhaut in die Schleimhaut übergeht, sind hier als besonders sensitiv (erogen) zu nennen. In sehr vielen Verhältnissen beschränkt die sexuelle Attraktion sich auf die Emanationen des zweiten Liebestadiums; oft, zum Beispiel, während der Verlobungszeit.

Im dritten Stadium sexueller Erregung und Anziehung, dem eigentlich genitalen, stellt sich der Drang ein, die immer mehr gesteigerte Spannung zu lösen, nicht sowohl ein Verlangen nach Abschwellung („Detumeszenz“) und Absonderung als vielmehr das unbewußte, später auch bewußte Sehnen, durch Lösung den Höhepunkt der Lust zu erfahren. Der Nervenschauer im ersten Liebestadium, die nervöse Erschütterung im zweiten erhebt sich im dritten zur höchsten Nervenreflexe. Das leichte Lustgefühl beim bloßen Anblick, das stärkere beim Kontakt, das stärkste im Orgasmus sind nur Stufen einer Klimax verschiedener Stärkegrade der selben Empfindung, nur qualitativ, nicht quantitativ verschieden.

Ganz anders ist es bei der nicht erotischen Sympathie, der Freundschaft im

gewöhnlichen Sinn. Schon daß hier der Drang nach intimer Vereinigung gänzlich fehlt, nicht einmal als Symbol vorkommt, zeigt, daß es sich bei der Freundschaft und bei der Liebe um zwei grundverschiedene Empfindungen handelt, die nicht quantitativ, sondern qualitativ, nicht etwa nur in der Gefühlsstärke, sondern im Gefühlston von einander abweichen. Ist also dieser fundamentale Unterschied zwischen kameradschaftlicher und geschlechtlicher Sympathie Etwas, das man in erster Linie fühlt, so giebt es doch noch eine ganze Reihe von Zeichen, an denen wir ihn auch erkennen können. Dabei wollen uns an die Erfahrungen und Erscheinungen halten, die einer kühlen, kritischen Betrachtung zugänglich sind, und können geistvolle Spekulationen, ob etwa entwickelungsgeschichtlich jeder Altruismus, jede Art von Zuneigung im Sexualismus wurzelt, ob etwa noch jetzt leichte, unbewußte Mitschwingungen der Geschlechtsipthäre bei jeder Soziabilität bestehen (was ich weder für erwiesen noch für wahrscheinlich halte), als objektive Verschleierungen des Hauptproblems eben so außer Acht lassen wie eine Erörterung darüber, ob nicht bei jedem ästhetischen Genuß, womöglich gar bei jeder freudigen oder harmonischen Empfindung ein geschlechtlicher Unterton in Mitbewegungen versetzt wird; sagt doch Santayana in seinem Werk „The sense of beauty“, „daß für den Menschen die ganze Natur ein Gegenstand geschlechtlichen Fühlens ist und daß sich besonders hieraus die Schönheit der Natur erklärt“.

Die erotische Anziehung unterscheidet sich von der Freundschaft durch ihr plötzliches Auftreten. Bei ihr tritt das Geistige hinter das Körperliche zurück; bei der Freundschaft ist es gerade umgekehrt. Daher ist auch bei der Liebe die leidliche Gegenwart des Objektes das Beglückendste, die körperliche Trennung das Schwerste. Bei längerer Abwesenheit der geliebten Person fühlt man eine Verlassenheit, eine Depression, wie sie die ruhige Freundschaft nicht kennt. Ich will hier als Beispiel zwei Stellen aus einem Brief anführen, den Diderot 1767 an den Bildhauer Falconet richtete. Dieser hatte ihn aufgefordert, für ihm erwiesene große Wohlthaten sich persönlich in Petersburg bei der Kaiserin Katharina zu bedanken. Diderot lehnt dieses Ersuchen ab; er schreibt: „Ich habe eine Geliebte. Ich bin mit dem stärksten und süßesten Gefühl an eine Frau geknüpft, der ich hundert Leben opfern würde, wenn ich sie hätte. Sehen Sie, Falconet, mein Haus könnte in Staub zerfallen, ohne daß ich davon bewegt würde, meine Freiheit könnte bedroht, mein Leben verwirrt sein, jedes Unglück könnte über mich hereinbrechen: ich würde nicht klagen, wenn nur sie mir bliebe. Wenn sie zu mir sagte: ‚Gieb mir Dein Blut, ich will es trinken‘, ich ließe es fließen, um sie damit zu tränken.“ Er schildert dann noch weiter die Stärke dieser Liebe und schließt: „So spreche ich nach zehn langen Jahren. Der Himmel ist mein Zeuge: sie ist mir heute so theuer wie je. Er kann bezeugen, daß weder Zeit noch Gewohnheit, nichts, was gewöhnlichen Leidenschaften verhängnisvoll werden könnte, die meine zu verringern vermocht hat; seit ich sie kenne, giebt es keine andere Frau für mich auf der Welt. Und Du könntest wollen, daß ich mich eines Tages, vielleicht schon morgen, ohne ihr Wissen in einem Postwagen werfe, daß ich mich Tausende von Meilen von ihr entferne, daß ich sie allein, traurig, verzweifelt zurücklasse? Könntest Du Das thun? Wenn sie nun daran stirbe? Dieser Gedanke schon sprengt mir den Kopf. Ich könnte sie nicht überleben; ganz sicher nicht.“

Ein so leidenschaftlicher Zug ist der einfachen Freundschaft nicht eigen. In

ihr herrscht nicht das Gefühl, sondern der Gedanke. Die Basis der Freundschaft ist die Sympathie der Charaktere, die gegenseitige Achtung und Ehrung, sie ruht in ähnlichen Anschauungen, in gleichen idealen und praktischen Bestrebungen, in gemeinsamen Interessen, im Mitheilungstrieb, in dem durch Furcht vor dem Alleinsein verstärkten Geselligkeitsbedürfniß. Daher ist die Freundschaft eine Verstärkung, die Liebe eine Ergänzung der eigenen Persönlichkeit; aus der Liebe quillt stets neues Leben, die Freundschaft vertieft nur das feilhere. Das scheint seine Ursache darin zu finden, daß sich die Freundschaft im Wesentlichen mehr in der Uebereinstimmung, die Liebe in der Verschiedenheit der Individualitäten gründet, wenn auch in freundschaftlichen Beziehungen mancherlei verschiedene, in der Liebe manche gleiche Wesenszüge Vorbedingung sind.

Sehr oft findet man in dem Verhältniß zweier Menschen zu einander auf der einen Seite Freundschaft, auf der anderen Liebe. Liebe erzeugt zwar durchaus nicht immer Gegenliebe, um so öfter aber, wenn sie groß und opferwillig ist, Freundschaft; und wenn auch hier nicht, wie in echter gegenseitiger Liebe, durch den Zusammenklang zweier einander ergänzender Töne ein voll harmonischer Akkord erklingt, so erfährt doch der Liebende eine Ergänzung, der Geliebte eine Verstärkung seiner Lebenskräfte: und daraus ergibt sich für Beide eine Bereicherung, ein Lebensgut von nahezu gleichem Werth, so daß man nicht sagen kann, in diesem Austausch der Empfindungen werde Einer von Beiden überdortheilt.

Was das wesentliche, das anatomisch-physiologische Substrat ist, wodurch sich die geschlechtliche von der ungeschlechtlichen Sympathie, die Liebe von der Freundschaft unterscheidet: dieses punctum saliens des Problems ist bisher noch nicht aufgestellt. Im Zeitalter der drahtlosen Telegraphie und der unsichtbaren Strahlen liegt es nicht so fern, an eine bestimmte Art von Mitschwingungen zu denken, die, durch gewisse Außentreize auf nervösen Empfangsstationen innerhalb unseres Körpers erzeugt, als Liebe wahrgenommen werden. Alle bisherigen Versuche, den Geschlechtstrieb zu deuten, liefen entweder auf die Bildung neuer Ausdrücke für alte Erklärungen heraus (leider wird in der Wissenschaft nicht selten die Erfindung neuer Worte mit der Entdeckung neuer Thatfachen verwechselt) oder die Gelehrten begnügten sich, von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, den Geschlechtstrieb in seine einzelnen Theile, Phasen und Komponenten zu zerlegen. Das gilt von Rolfs Eintheilung des Geschlechtstriebes in den Kontraktion- und Drüsenzentrieb, die keine Erklärung, sondern nur eine Unterscheidung ist, analog etwa der in drei Attraktionsstadien, wie ich sie angenommen habe. Das gilt auch von der Zurückführung des sexuellen Triebes auf einzelne Tropömen, deren Bedeutung in dem Nachweis einer regelmäßigen physikalischen und chemischen Abhängigkeit subjektiver Empfindungen und Handlungen von der objektiven Beschaffenheit eines zweiten Individuums liegt. Auch hier handelt sich im Grunde um eine Konstatierung, nicht aber um eine Erklärung von Thatfachen. Nicht viel anders wäre es, wenn wir sagten, die Liebe sei ein vasomotorischer Reflex wesentlich vasodilatatorischer Natur.

All diese Auslagen sind richtig, eben weil sie nur Beschreibungen sind; sie treffen aber nicht den Kernpunkt des Phänomens. Man könnte sagen: Die Liebe und der Geschlechtstrieb stellen eine durch das Nervensystem strömende Molekularbewegung oder Kraft von ganz spezifischer Beschaffenheit dar, ähnlich etwa wie die durch einen Körper strömenden Wärme-, Licht- und Elektrizitätswellen, von

denen wir ja auch sehr viel auszusagen vermögen, ohne ihre molekulare Eigenart angeben zu können. Das Besondere bei der Liebe ist jedenfalls der ganz bestimmte Gefühls- oder Lustton, mag er als eine Empfindungsqualität für sich durch eine separate Erschütterungart, eine besondere Kraft der auch anderen Empfindungen dienenden Nervenendungen und Centren bedingt oder aber an bestimmte, in allen Sinnesorganen vorhandene, nach dem Prinzip des Abgestimmtheits konstruirte Sexualzellen gebunden sein (was ich nicht für ausgeschlossen halte). Der Bau und das Funktioniren unserer Sinnesorgane, der Leitungsbahnen und des nervösen Centralapparates hat sich ja als unendlich viel komplizirter herausgestellt, als Johannes Müller ahnte, da er 1826 in erster Andeutung und 1840 ausführlicher seine berühmten Gesetze von den spezifischen Sinnesenergien aufstellte. Heute wird angenommen, daß nicht nur jeder Sinn, sondern jede einzelne der Sinnesnervenfasern, die nach vielen Millionen zählen, ihre eigene spezifische Energie besitzt, durch die sie eine ganz bestimmte Empfindung im Centralnervensystem zur Auslösung bringt, daß also den verschiedenen Tönen, Farben, Gerüchen, Geschmacks- und Gefühlsquantitäten verschieden konstituirte und abgestimmte Endapparate entsprechen. Auch für die geschlechtliche Empfindung, die, wie wir sahen, von nicht erotischen Erregungen so verschieden ist, darf man also vielleicht besondere Empfangsstationen, Sexualzellen mit einer Sinnessubstanz von besonderer Empfänglichkeit annehmen.

Charlottenburg.

Dr. Magnus Hirschfeld.



Auf der Terrasse.

Die Kotosblüthen regen sich im Wind,
 Es streift ein Hauch die blaue Spiegelglätte;
 Hoch am Palaß, wo die Terrassen sind,
 Da träumt der König auf dem Ruhebette.
 Si-Chi, der Schönheit lichtgebornes Kind,
 Enthüllt all ihre Amath ihm im Tanze.
 Sie wiegt sich wie das Kotosblatt im Wind,
 Bald wie der Falter schwebt im Sonnenglanze.
 Sie lächelt süß; dann ist sie hingefunken
 Und, an des Bettes weißen Jaderand
 Das müde Haupt gelehnt, von Sehnsucht trunken,
 Hat sie den Blick heiß zu ihm aufgewandt.

Li-Tai-Pe.

(Deutsch von Theodor Suze.)



Ein Vörposten germanischer Kultur.

Unter der Witternachtsonne durch die Vulkan- und Gletscherwelt Islands.

Mit neunzig Illustrationen und einer Karte. Abel & Müller, Leipzig. 4 Mark.

Eine Probe aus dem Kapitel, das von germanischer Kultur am Polarkreis erzählt:

Am dreißigsten Juni hatten wir in eisigem Oststurm die weltberühmte Gekla bestiegen und langten abends gegen neun Uhr wieder in dem Bauernhose Galtalækur, unserem Standquartier für die gefährvolle Expedition, an. Die nach dem Abendessen übrigen Stunden bis gegen Witternacht gaben mir in der Unterhaltung mit meinem Freunde Bjarni und dem Bauern von Galtalækur über Das, was wir an diesem Tage erlebt hatten, in Erinnerung an die entsetzliche Verwüstung, die ich vom Gipfel des furchtbaren Vulkans aus meilenweit ins Land hinein geschaut, und im Gedanken an die sich Tagereisen weit nach allen Richtungen erstreckenden Gindben, über die mein Blick von da droben bis an die fernsten Gletscher geschweift war, noch Anlaß zu mancherlei Betrachtungen über das wätere Brudervölkchen auf der rauhen Polarinsel. Von den Gefahr drohenden Naturmächten umgeben und dennoch von einer innigen Liebe zu der heimatlichen Scholle erfüllt, hält es seit schon mehr als einem Jahrtausend da droben aus und hat sich seit den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag durch Sturm und Eis der Polarnacht selbst den Sonnenblick der Poesie zu wahren gewußt, einer Poesie, wie sie so groß, so schön und reich vielleicht nur noch unser deutsches Volk aufzuweisen vermag.

Wie ist es nur möglich, wird man hier vielleicht fragen, daß diese Menschen von denen doch so viele im Auslande studirt und sich die höchste Bildung erworben, von denen so viele die Naturschönheiten anderer Länder und all Das, was das Leben in der großen Welt draußen bieten kann, kennen gelernt haben, immer wieder nach ihrer von Schnee und Eis starrenden und von unterirdischen Feuersgluthen bedrohten weltfernen Insel zurückkehren, um dort ihre Tage zu beschließen? Da sitzt der einsame Bauer von Galtalækur, fern von aller Kultur, in seiner kleinen grünen Dase inmitten einer meilenweiten Wildniß, dicht am Fuß eines der fürchterlichsten Vulkane der Erde, der seine Thätigkeit jeden Tag wieder beginnen, den ärmlichen Hof durch eine gewaltige Erderschütterung im Nu in Trümmer stürzen und den Mann selbst, der entsetzt mit den Seinen zu flüchten versucht, mit seinen feurig-flüssigen Lavaströmen doch noch einholen und im Augenblick begraben kann. Was hält diesen Mann hier? Weiß er überhaupt Etwas von einem bequemeren, schöneren Leben in der Welt da draußen? Hat er jemals davon gelesen, daß es auch noch eine Natur giebt, die im Vergleich mit dieser furchtbar wilden Einsamkeit geradezu ein Paradies genannt werden könnte? Ja, kann er denn überhaupt lesen und schreiben? Wer hat es ihn denn gelehrt? Und wie steht es um seine Kinder? Werden sie jemals in die Schule geschickt, um Etwas zu lernen? Oder wachsen diese armen Leute in ihrer Wildniß in Unwissenheit und Unkenntniß alles Dessen auf, was es außer ihnen und ihrer ärmlichen Hütte, ihren Pferden und Schafherden noch auf der Welt giebt?

Der Leser wird erstaunt sein und vielleicht sogar ungläubig den Kopf schütteln, wenn ich ihn, ohne irgendwie übertreiben zu wollen, versichere, daß ein aufgeklärterer Bauerzustand, eine tieferer Allgemeinbildung, eine genauere Kenntniß der vaterlän-

dieser Geschichte, eine gesündere Lebensanschauung vielleicht nirgends auf der Welt zu finden ist als unter diesem kleinen germanischen Brudervolk da oben am Polarkreis.

Selbstverständlich ist, daß es auf dem Lande draußen, bei der oft meilenweiten Entfernung der Höfe von einander, Schulen nicht geben kann. Solche haben außer der Hauptstadt Reykjavik und den übrigen drei Städten der Insel nur noch die wenigen Hafensorte und einige der am Dichtesten bevölkerten Bezirke aufzuweisen; im Ganzen etwa dreißig. Aber dafür sind in allen Gegenden, wo keine Schule bestehen kann, die Eltern streng angewiesen, selbst ihre Kinder Lesen, Schreiben und Rechnen zu lehren, und die Weislichkeit führt die Aussicht darüber, daß es 'auch in hinlänglicher Weise geschieht: der Pfarrer darf kein Kind seines Kirchspiels konfirmiren, das nicht einen gewissen vorgezeichneten Grad von Kenntnissen erreicht hat. Auch giebt es Wanderlehrer, die das Land durchziehen, sich auf einem einen gewissen Mittelpunkt bildenden Hof einige Wochen lang aufhalten und dort die Kinder mit denen der nächstwohnenden Bauern, die täglich herbeigeritten kommen oder bei schlechtem Wetter vielleicht auch ein paar Tage dableiben, gemeinschaftlich unterrichten. Das ist aber noch lange nicht Alles, was für die Volksbildung geschieht. Die aus den vier Städten und einigen anderen Postorten ausgehenden reitenden Postboten bringen jedem Bauern, und wenn es auf den entlegensten Hof auch nur einmal im Vierteljahr wäre, Zeitungen und Zeitschriften, die dann Wochen lang mit Eifer studirt werden. Erscheinen doch auf Island jetzt nicht weniger als etwa zwölf Wochenblätter, davon in Reykjavik allein fünf, und ungefähr ein Viertelhundert Monats- oder Vierteljahresschriften, die auf die verschiedenste Art Aufklärung und allgemeine Kenntnisse zu verbreiten suchen. Dazu besitzt fast jeder Bauer wenigstens einige Bände der alten Isländerjagas, die er so oft gelesen hat, daß er sie meist auswendig kennt, und die Liederansammlungen seiner geachteten Dichter; und an den langen Winterabenden sitzt man beisammen und sucht einander im Rezitiren der schönsten Gedichte und der prächtigsten Kapitel der alten Sagas zu überbieten. Oder man dichtet auch selbst im Wettkampf; denn die Isländer besitzen fast alle die Gabe, in größter Schnelligkeit Verse zu schmieden, oft mit den schwierigsten Anfangs-, Binnen- und Endreimen, und das Kunststück des im Wettgedichten Folgenden ist es dann, die letzten Reime der eben gehörten Verse aufzugreifen und in seinen eigenen Versen weiterzuführen.

Die Menge der in Island alljährlich erscheinenden Bücher, Dichtungen der zahlreichen begabten Quiker unter dem Volk, Uebersetzungen ausländischer Dichtwerke, Reisebeschreibungen, aufklärende Schriften, wissenschaftliche Abhandlungen u. i. w., ist so groß, daß der gefeierte „Islandfreund“ Professor Willard Fiske berechnet hat, auf Island mit seinen 80000 Einwohnern werde verhältnißmäßig fünf- und zwanzigmal so viel gedruckt wie in jedem anderen Literaturvolk der Welt. Wenn man bedenkt, daß überall Volksbibliotheken und Lesevereine bestehen, so wird verständlich werden, daß auf dem weithernen Island, trotz der großen Armut des Landes und den ungeheuren Schwierigkeiten des Verkehrs, mehr geschieht, um allgemeine Bildung und Aufklärung zu verbreiten, als unter den meisten übrigen Kulturvölkern; und außer den Hochschulen Reykjaviks tragen auch noch die beiden Realschulen des Landes, ein Lehrerseminar, mehrere Landwirthschaftsschulen, höhere Töchter-, Haushaltung- und Nadelarbeitschulen, eine Handelslehranstalt, eine Navigationsschule dazu bei, nicht nur Allgemein-, sondern auch eine tüchtige Fachaus-

bildung zu vermitteln, die bei der Herkunft der Schüler aus allen Landestheilen wiederum der gesammten Bevölkerung nutzbar wird.

So erfährt und weiß auch der einfachste Bauer auf dem entlegensten Hof Etwas davon, wie es in der großen Welt draußen zugeht; so vertreibt er sich die Zeit mit dem Lesen der besten Werke der großen Männer seines Volkes; so wird er bei seinem Drang, noch mehr über Das zu erfahren, was er gelesen hat, oft selbst zu ernstern Studien veranlaßt; und so scheint ihm, der ein halber Dichter ist, die weite Wildniß um ihn nicht mehr öde und verlassen. An den wilden Lavagebilden, in denen seine durch die zahllosen isländischen Volksfagen angeregte Phantasie die verschiedenartigsten Gestalten zu erblicken glaubt, an den hochragenden Gletschern, an seinen grünen Matten hängt er mit unerschütterlicher, zäher Liebe: haben doch auf dem selben Fleckchen Erde schon seine Väter und Urväter gejeßen, süßet doch sein Hof, wenn er auch nach manchem Erdbeben neu aufgebaut werden mußte, noch den alten ehrwürdigen Namen, den er schon in den uralten Sagas trägt, ruhen doch hier in der Nähe die Gebeine seiner Vorfahren, die er bis in die fernhesten Geschlechter zurückzuverfolgen und aufzuzählen vermag. Darum eben bleibt er auf seiner Scholle sitzen und singt mit einem seiner besten Dichter:

„Wie herrlich ist doch unjer Land
Am schönen Sommertage!
Da prangt der Busch im Laubgewand,
Die Heerde springt im Hage;
Das Thal erhebt sein Auge blau
Zum Sonnenlicht, dem holden;
Des Grassfeld glänzt, es grünt die Au,
Die Wellen blinken golden.

Und schön ist auch im Winterkleid
Dies Land der weißen Firne,
Wenn hell des Nordlichts Goldgeschmeid
Ihm abends kränzt die Stirne;
Wenn auf das Eis herniederblinkt
Das Flimmerlicht der Sterne
Und Elfen tanzen, daß es klingt
In weiter Bergesferne.

O Land, das unsern Vätern Ruh'
In Deinem Schoß gegeben,
Das an den Bantasteinen Du
Erweckst ein neues Leben:
Schdu' Vaterland, für das wir glüh'n,
Gott schüt' Dich und die Deinen,
So lang' noch Blumen um uns blüh'n,
Am Himmel Sterne scheinen!“



Theater.

Shrer Heimath, jagte ich neulich, dem Europäern noch immer unfasßbaren Räthselreich, gaben die Moskauer Körper und Stimme: so wurde ihr erster Sieg möglich. Nach Tolstois Zarentragoedie brachten sie uns Gorkijs „Nachtasyl“; ließen nach dem alten auch das neue Rußland sehen. Wie schwach das Drama ist, wie arm an äußerem und innerem Geschehen, merken wir erst, wenn die Worte, weil sie russisch gesprochen werden, auf unser Ohr nicht wirken. Wundervolle Erquickung, im Theater einmal nur die Aktion zu genießen, nicht dem Gerede (dessen Ueberfülle unser Drama nachgerade zu ersticken droht) mit ängstlicher Lauscher gier folgen zu müssen. Aber nur wenige Dichter bestehen die gefährliche Probe; die meisten sind schnell verlorren, wenn Wortkünste ihnen nicht zum Schein dramatischer Wirkung helfen. „Ein Bund Stroh aufzuheben, muß ich keine Maschinen in Bewegung setzen; was ich mit dem Fuß umstoßen kann, muß ich nicht mit einer Mine sprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen. Wozu die saure Arbeit der dramatischen Form? Wozu ein Theater erbaut, Männer und Weiber verkleidet, Gedächtnisse gemartert, die ganze Stadt auf einen Platz geladen, wenn ich mit meinem Werk und mit seiner Aufführung weiter nichts hervorbringen will als einige von den Regungen, die eine gute Erzählung, von Jedem zu Haus in seinem Winkel gelesen, ungefähr auch hervorbringen würde?“ Diese Sätze Lessings (die den alternden Sarcey entzückten) passen den Neusten nicht in ihren Kram. Die fordern, das Publikum müsse zufrieden sein, wenn es im Schauspielhaus Interessantes höre; und das Publikum „nimmt vorlieb“, 1906 in Berlin wie 1768 in Hamburg. Da ist's denn gut, wenn die vom Tagesruhm Bekrönten einmal gezwungen werden, ohne Wortbehang an die Rampe zu treten. Herr Gorkij (für den die Reklame so rastlos, in zwei Erdtheilen, arbeitet, daß ein geistreicher Mann gesagt hat, hinter all dem Lärm könne nicht ein Einzelner, müsse eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung stecken) sah recht dürrig aus. Er kann reden, klug, nachdenklich, hitzig, in guter Stunde auch kleine Menschheit gestalten, hat aber nicht den Athem des Weltenschöpfers, nicht die große Vision, die einen Kosmos gebiert und ohne erläuternde Worte sich Wirkung erzwingt. Er hat das *refugium peccatorum*, daß er uns zeigen will, lange gesehen und kann es drum schildern; wie ein ungewöhnlich begabter Reporter, ein russischer Conan Doyle, der die erlebten Vorgänge gern ein Bißchen illuminirt. Aristide Bruant und Kanof haben diese Sachen besser gemacht. Im grauen Alltagslicht würde das Häuflein der Entgleisten, Ver-

schütteten weniger reden, agiren, tragiren. Daran zu denken, reizt uns der manchmal sehr mühsam aufgebotene Realismus der Milleudarstellung. Nun verstanden wir auch die Worte nicht; konnten über Lukas fromme Späße nicht lächeln, den pointirten, Beifall heischenden Sammer des Barons nur aus der Geberde errathen. Hüllenlos trat der Mechanismus des Stückes vors Auge und wir sahen, wie kahl dieses Werk eisernder Reporterphantastik im Grunde ist.

Für den Regisseur ist's bequem. Illuminirtes Glend: Das kann heutzutage Jeder. Daß die Andacht am Totenbette der Schlossersfrau, daß Weibergetreisch, Schlägerei und Rordsipektakel gelingen würden, hatte ich denn auch erwartet und ward durch die Vortrefflichkeit der Ausführung nicht überrascht; bei Antoine, Reinhardt und Brahm macht mans ungefähr eben so gut. Nur zwei Impressionen sind mir geblieben. Abend im Nachtschl. Zwei Dellampen spenden karges Licht. Hinter braunen Felsen wehrt die Schlossersfrau sich gegen den Tod, der ihr sanft doch, als Erlöser aus langer Qual, naht. Auf der großen Britsche (wie konnte man sie, die den Raum erst zum Nachtschl macht, im Kleinen Theater vergessen!) der Baron mit zwei Lastträgern und einem Schiffbrüchigen beim Kartenspiel. Der Schlosser und der delirirende Mime sehen zu. Väterchen Luka sieht am Lager des vergrämten Weibleins, daß den Knochenmann heranschlurven hört. Nach der Vorschrift soll, wenn der Vorhang aufgeht, sofort geredet, dann, während das Gespräch weitergeht, von zwei Stimmen eine Strophe gesungen werden. Der russische Regisseur läßt die ganze Kumpanei singen; und dann erst das Gerede beginnen. Die Wirkung ist mit Worten nicht nachzumalen. Man hört den Stimmen an, daß diese Männer gar nicht an den Gesang denken; innerlich mit ganz Anderem beschäftigt sind: mit dem Kartenspiel, mit ihrer Lage, mit dem Leben, das hinter den braunen Felsen verflackert. Wider den Rhythmus, den Sinn des Liedes steigern, beschleunigen, färben sich diese Stimmen und verrathen, was in jedem Sänger vorgeht. Aus dem deutschen Text wissen wir, daß da von der Sonne gesungen wird, die nicht bis in den Kerker dringt; von einem Gefangenen, der seine Ketten nicht sprengen kann. Wollens jetzt aber nicht wissen. Da stöhnt eine sterbende Frau und ein vom Schicksal weichgeklopfter Alter streichelt ihr zärtlich die hagere Wange. Und dacht daneben hocken Menschen, die nichts gemein haben, die von den Polarkreisen des Erlebens kommen, und erhitzen sich beim Kartenspiel, das dem Glücklichen ein paar Kopfen bringen kann. Nichts gemein? Die Sorge ums Brot für den nächsten Mittag; das ganze Leid der Kreatur. Einertei, ob Der Baron, der Andere Packnecht ist. Ihre Stimmen vermählen sich; und auch ihr Fühlen klingt zum Choral zusammen. . . Dann das Gebet des Tataren. Wir kann-

ten ihn kaum. Ist er ein Fürst, wird er nur vom Spott so genannt? Nun spreitet er Etwas über sein Britschenplätzchen, ein Tuch, eine Matte, kniet drauf, wiegt sich in den Hüften und betet. Lange; so lange, daß dieses lautlose Asiatengebet auf Ungläubige komisch wirken könnte. Doch keine Lippe verzieht sich. Die Inbrunst des Gestus bannt die dreifteste Lachlust. Und es ist, als belebe sich allmählich das steinerne Antlitz dieses Menschen; wie eines Götzenbildes, das im Wirbel umgebender Ekstasen zu athmen anfängt. Als kennen wir diesen Tataren. Gewiß: ein Fürst. Der Ahn herrschte hier. Entwaffnet; in Fron erniedert, zwischen Diebe und Säufer gepfercht; und die Haltung, der Ton des Wesens immer noch fürstlich. Und wieder fühlen wir Rußland uns näher. Strolche, die andächtig schwärmen, Verbrecher, die mit dem Schutzmann auf Du und Du sind; und in der rechtgläubigen Gemeinde der fremde Bruder Tatar.

Vom Kopf bis zur Zehe russische Menschen. Nur der Baron ist anders; in Typus und Geberde mehr Europäer; nicht nur aus anderer Klasse. Der deutsche Regisseur hat nicht bedacht, daß Moskowien keine Barone hat, ein Baron für den Russen nur ein Balte sein kann. Herr Katschalow (der als das nach Stanislawskij stärkste Talent der Truppe gilt, den Marcus Antonius und den Johannes Bockerath spielt, in Berlin aber zu keiner großen Aufgabe kam) giebt ihn als Balten. Seinen furländischen Dialekt, über den der Russe lacht, hört unser Ohr nicht; doch das Auge sieht, daß es einen Menschen anderer Rasse vor sich hat. Nicht oft zeigt Gestalterkraft auf den Brettern sich so diskret. Keine Wirkensmöglichkeit wird versäumt; und nie kokett nach Beifall geblinzelt. Sehr gut ist auch sein Mädchen. Famos, wie diese Kastja, sobald ihre Wuth für Sekunden verglimmt, die Cigarette wieder ansteckt. Jede Gestalt lebt im eigenen Licht und steht richtig im Raum. Der trunksüchtige Schauspieler ist kein Delobelle, dessen Hirn noch der Glanz einst erbrüllter Siege umflimmert, sondern ein fast schon zertretenes Würmchen, das im Alkoholdunst nur müde noch zuckt. Lula kein ehrwürdiger Apostel, sondern ein fideles Schlauföpfchen, das sich eine Spelunkenphilosophie zurechtgemacht hat und mit seinem pfliffigen Altruismus längst nicht mehr Prügel einhandelt. Herr Moskwin giebt ihm die helle, etwas fettige Stimme und die asthmatische, nie aufdringliche Bethulichkeit, die er dem Javen Feodor gab; kein großer, beim ersten Blick verblüffender Spieler, doch einer, der durch die schlichte Lüchlichkeit seines Wesens, durch die warme Wahrhaftigkeit einer redlichen Natur gewinnt und in keinem Laut, keiner Geberde an Theaterkönige, Theaterlandstreicher erinnert. Um Haupteslänge aber ragt Satin über Alle hinaus. Eine kleine Rolle. Ein Halbgebildeter, nicht mehr ganz jung, irgendwie deklassirt

und ohne Hochmüth nun im Sumpf heimisch. Auf der Britsche liegt er und gähnt; und das Gähnen schallt wie Geheul. Richtet sich auf, reibt die Augen, stiert auf die Gefährten; und langsam löst sich die Zunge. Fremdwörter werden ausgespien, wie Schleim, der morgens den Erwachten belästigt. „Organon“, „Makrobiotik“, „transszendental“. Was nützt solche Wissenschaft hier im Nachtasyl? Ueber dem grauen Bart und den Schmaglippen lachen zwei dunkle, lästerne Augen. Ein Schwung: der Kerl steht auf den Beinen. Lang, fehnig, stark, reizend verlüdert. Den könnte Frans Hals gemalt haben. Er räfelt sich; und der Lummel hat eine allerliebste freche Grazie. Der (noch ehe er viel geredet hat, fühlen wirs) ist der König in diesem Reich. Er ist: Stanislawskij.

Erst in Tschichows „Onkel Wanja“ lernen wir ihn ganz kennen. Wieder ein Drama ohne Geschehen, ohne äußere Aktion und innere Entwicklung. Wieder eine andere Provinz russischer Menschheit. Russisch die ungeheure, an die Ehrfurcht des pekinger Reiskärners vor dem literatus erinnernde Schätzung der Gelehrsamkeit. (Herr Professor Serebralow, ein träger Banst und Schwäger, hat den Nimbus des großen Gelehrten und Cerebralmenschen: und die Sippe opfert sich seinem Ruhm; leucht und schwitzt unter Lebensmühe, auf daß dem Unermehlichen kein zum Behagen nothwendiges Puzgeräth fehle.) Russisch die Selbstherrschaft sinnlicher Triebe und die Unfähigkeit, auch nur eine Weile den Willen zu stetigem Thun zu zwingen. (Einer empört sich gegen die Hausstyranei, bedroht den Banst mit der Waffe, merkt bald aber, daß seine Kraft nicht weiterreicht, und läßt sich kirren; und der Zettklumpen mit der Aufschrift „Herr Professor“ lastet für Lebenszeit nun auf der Familie.) Kein starker, auf die Menschen fortwirkender Vorgang; nicht einmal der Plan einer Architektur. „Szenen aus dem Landleben“. Ein feiner Poet, dem Krankheit die Sinne geschärft hat, führt uns hinaus, öffnet eine Thür und läßt uns ein Häuflein seltsamer Menschen sehen. Und wenn er die Thür wieder schließt, hat sich nichts Wesentliches geändert. Der alte Professor a. D. wird mit seiner schönen, muthlos langenden Frau in Charlow genau so leben wie bisher auf dem Landgut; schlechte Bücher lesen, werthlose Artikel schreiben, essen, trinken und sein Schicksal bestöhnen, weils ihm den Ruhm versagt hat, den es minder Beträchtlichen freigiebig gewährt. Sein Ansehen, der Glaube an seine Größe ist ein Bißchen erschüttert; doch Schwager und Stieftochter werden sich auch künftig lasten und schinden, um seinem Leben die Ornamente zu sichern. Ilja Nitsch Teljegin, der arme Verwandte, der wegen seiner Pockennarben das Waffelchen genannt wird, bleibt auf dem Gut und braucht nicht mehr, aus Rücksicht auf die Nerven des Herrn Professors, so leise an den Saiten seiner Gitarre zu zupfen. Schwiegermama durchackert, als hinge an der Erfüllung dieser Pflicht das Heil

ihrer Seele, sämtliche Brochuren über die Frauenfrage. Und Sonja, das arme unschöne Stieftöchterlein, quält sich weiter, die Gutswaaren abzugeben, addirt, subtrahirt, schreibt Rechnungen aus und schluchzt in die Kissen, weil der Doktor ihres Herzens nichts von ihr wissen wollte. Menschen, die reden, Stunden lang, halbe Nächte lang, Thee trinken und Cigaretten rauchen, auch wohl ernsthaft nachdenken und Projekte machen, jäh auffahren, Alles in Scherben schlagen, dann die Ohnmacht ihres Willens erkennen, weinen und weiterträumen, weiterleiden. Russische Menschen, für die es keine Konvenienz, keinen *contrat social* giebt und denen schon die Vorstellung besonnenen Handelns Unbehagen erregt. Korrekt sein, üblen Schein meiden, nach einem die Nützlichkeit wägenden Plan sein Leben einrichten: gräßlich langweilig; taugt für die steifen, eckigen, fleißigen Deutschen, die vor jedem Unternehmen bedenken, was daraus werden könne. „Entartung“, sagt Tschekow; „Mangel an Kraft zum Kampf ums Dasein, an Selbstbewußtsein, Kenntnissen, Fleiß. Dieser Mangel bewirkt, daß der von Hunger, Frost, Krankheit geschwächte Mensch, um den Rest seines Lebens zu fristen und seine Kinder vor äußerstem Elend zu bewahren, unbewußt, ganz instinktiv nach Allem greift, womit er Hunger und Kälte abwehren zu können glaubt, und dabei, ohne an den nächsten Tag zu denken, schonungslos Alles zerstört.“ Entartung? Die Slavenstämme, die im neunten Jahrhundert die Rodsen baten, ihrem schönen, großen und reichen Land Ordnung und Recht zu schaffen, und sich freiwillig unter die Herrschergewalt der drei Baraeger Rurik, Sineus und Truvor duckten, waren schon von der selben Art wie tausend Jahre später das Geschlecht, dem Nekrassow rieth, dem schrecklichen Geschick sich zu fügen. „Wir können ihm nicht entinnen. Wir liegen noch nicht im Grab, wir leben noch, athmen: und sind für die That doch längst abgestorben. Verdammte sind wir zu großem Wollen; die Kraft zum Vollbringen ist uns versagt.“ So fand sie einst der Tatarenkhan und so sind sie geblieben. Auch im Alltagsgeschäft, nicht nur in Revolution und Krieg ohne ausdauernde Initiative. Menschen, die Alles an ein Attentat setzen, jubelnd, mit frommem Lächeln, vor den Henker hintreten und noch heute bereit sind, ihr Haus, ihre Hauptstadt in Brand zu stecken; doch unfähig, einen von der Vernunft diktierten Plan, der Geduld fordert, in ruhigem Kraftgefühl auszuführen. Witte kannte seine Landesleute, als er die Radikalsten Monate lang ungestraft wüthen ließ; er wußte: Ihr Sprühfeuer verglimmt schnell, wenn man die erste Hitze in dicken Garben ausprasseln läßt; was sie nicht sofort haben können, in der Minute des Wunsches, reizt sie morgen vielleicht schon nicht mehr.

So ist Tschekows Doktor Astrow. Ein Landarzt; klug, mitleidig, kühn, redlich; immer bereit, zu helfen (und sich im Glanze solcher Hilfeleistung dann

stolz zu spiegeln), nie, zu emfiger, unscheinbarer Arbeit in Reihe und Glied zu treten. Bäume pflanzen und pflegen, in der Wildniß-Kultur schaffen, seiß auch nur im engen Bezirk, das Land vor Verfall und Zerstörung bewahren: Das wäre herrlich. Wenn mans nur allein vermöchte! Aber die Masse ist dumm und träg, stumpf und müde, von Hunger und Krankheit gequält; die Wege sind weit und schlecht und nach kurzer, erschlaffender Sommergluth kommt früh wieder Schneesturm und die weiße Leichenstarre der Natur. Nichts zu machen. Das Klima lähmt und keine Menschengemeinschaft rüstet sich zu hartnäckigem Kampfe wider dieses Hemmiß, zu einem Kampf, der sie stählen und die Tauglichsten auslesen könnte. Ungenügt schlummern die Schätze im Boden. Die Waldpracht wird ausgerodet und wärmt die schmutzige Hütte. Dagegen vermag der Einzelne nichts. Wenn Astrow auf seiner Gedankenbahn zu dieser Ueberzeugung gelangt ist, fängt er zu trinken an; in jedem Jahr mindestens einmal. Dann gehts. Dann wagt er skrupellos die gefährlichste Operation, hatß fast nie zu bereuen und dünkt sich einen Kerl, dessen Erdentage eine Spur hinterlassen werden. Nur für ein paar Stunden aber beseitigt der Alkohol die lästigen Hemmungen. Und nun sieht der Rächterne wieder, daß er Ostrowskijs „Mann mit dem großen Schnurrbart und den kleinen Fähigkeiten“ gleicht, daß er ohnmächtig vor einer Aufgabe steht, die eines geduldigen Riesen Lebensarbeit heißt, und ächzt, wenn er ans Bett eines Kranken gerufen wird, dem er wahrscheinlich doch nicht helfen kann. Eines Tages kommtß wie ein Laumel über ihn. Die schöne Frau des Professors: da wäre endlich ein Bißchen Lenzjubil ins graue Erleben zu bringen. Warum nicht? Der Professor ist alt und kraftlos, die Frau von unruhiger Sehnsucht nach Emotionen erfüllt; und Astrow fühlt an der Reaktion, daß er mit seinem männlichen Schwärmertrieb auf den Brennpunkt ihrer Weibheit wirkt. Er streckt, Helena Andrejewna an sich zu reißen, die Arme aus, spottet, mit gierig zitternder Lippe, über seine Wehrlosigkeit vor solchem Reiz, umklammert sie eine Sekunde lang, küßt ihren Mund: da werden sie gestört. Noch einmal beginnen? Jetzt sind die Sinne gewarnt; wären zum zweiten Mal nicht zu überrumpeln. Eine lange Belagerung? Dazu reicht die Energie nicht. Lieber magß ein Traum bleiben. Ein Kuß auf die Wange. Adieu. Dabei ließe erß; und die Brunst wäre im Hohn über die eigene Schwachheit bald gefühlt. Jetzt aber bäumt sich die Frau, packt einmal noch den mit allen Nerven Begehrten, preßt Mund auf Mund. . . Der Wagen wartet schon. Der Herr Professor hatß eilig. *Finita la commedia.*

Den Doktor, den Herr Stanislawskij uns sehen ließ, werde ich nicht ver-
gessen. Den kenne ich nun besser als Manchen, der oft in meinem Zimmer
saß. Diese Haltung, mit hängenden Schultern und nach vorn wippenden Knien.

Im Auge den gleißenden Wurm der Wälzungen; und in den abgetragenen Kleidern eine Roblesse, daß Onkel Wanja mit seiner schönsten Kravatteneben ihm wie ein geschneigelter Subalternbeamter aussieht. Mit vierzig Jahren schon grau, abgearbeitet, verwahrlost, struppig, die feinsten Furchen der Persönlichkeit vom Alkohol weggespült. Und doch begreift man, daß er zu jeder Frau den Blick heben darf, jede sich gern in seinen Arm träumt. Auf diesen Trümmern adeligen Menschenthumes liegt der Glanz einer Sonne, die in ein seltsames, wildes, nie beschriebenes Glück zu locken scheint. Wenn er in leichtem Rausch tänzelt, bleibt er vornehm. Wenn Helena Andrejewna, die er forschen will, ob er die Liebe der Stieftochter erwidere, durch eine Schwebung der Stimme, durch die dunkle Färbung der Pupille die Unrast, das Verlangen ihrer Seele verräth und er, wie er es gewöhnt ist, ehe er eine Diagnose stellt, auch hier unwillkürlich das Perforirchämmerchen aus der Tasche holt, leuchtet der verwüstete Kopf von lustiger, lüsterner Klugheit. Noch ist's Experiment; auch in der Frau nur der keusch aufdämmernde Gedanke, wie schön es sein müsse, Diesem im Geist sich zu vermählen. Nun aber wittern die Thiere einander. Wie ein Panther, der zum Sprung ansetzt, knickt er zusammen, reckt die Fänge: und hält die Beute. Sie wollte sich wehren und kann's nicht. Hat die Arme gehoben und läßt sie sinken; als brächen sie, wie dürre Zweige im Sturm. Nie vielleicht ist die Trübung des Bewußtseins, die der Geschlechtstrieb wirkt, das plötzliche Versinken ins Animalische auf einer Bühne so sichtbar geworden. Auch Tschehow's Witwe, die sich mit der komplizirten und undankbaren Rolle der Helena Immaculata abquälen muß, zeigt mit klügstem Takt, wie in der Dame das Weibchen erwacht, und hüllt im Sinken noch den erglühenden Leib in einen Schleier, der uns den graufigen Anblick maenadischer Wuth erspart... Jede Rolle wird so gespielt, daß nichts zu wünschen bleibt. Wundervoll der gedunsene Professor mit der joignirten, wie mit Kapaunenfleisch gepolsterten Hand; eine ungemein repräsentative Menschenfassade, hinter der man keine Wohnstätte suchen darf. Das runde Waffelchen, das im Gutshof nur geduldet ist, nicht zu viel Platz einnehmen will, nur mit halbem Gesicht deshalb schüchtern auf dem schlechtestem Stuhl kauert und über jedes Späßchen doch so herzlich lachen kann, daß der Zuschauer den Reiz im Zwerchfell zu spüren meint. Und als unschöne Stieftochter Frau Lina-Stanislawskij. Würdig solches Gatten. Ein feines, kluges, verhärmtes Mädchen. Ein Schattenpflänzchen, dem immer nur Thränen die Wurzel tränkten.

Wieder hatte der Regisseur die hier von ihm geheißte Pflicht klar erkannt und mit getreuester Sorgfalt erfüllt. Tschehow nicht wie Gorkij behandelt. Dort war ein Zustand zu zeigen, die Illusion eines Gewimmels zu schaffen; das Verbrechermelodrama braucht starke Farben und wird erst durch die

wirre Fülle aller in solcher Glendöherberge möglichen Nebengeräusche recht lebendig. Bei Tschekow muß Alles gedämpft sein, matt, blaß; russisches Landleben auf die Bühne zu bringen, den Hintergrund mit bunten Typen zu füllen, wäre leicht; wäre aber falsch. Nur um die Menschen handelt sich hier; um Dialoge, seelische Betastungen und Perkusionen, aufzuckende und verhuschende Regungen, von denen die Aufmerksamkeit nicht abgelenkt werden darf. Den Ton dieser Schwächlinge stimmen und ihrem Denken Atmosphäre geben: mehr darf der Regisseur hier nicht thun. Nichts Schwereres konnte ihm zugemuthet, nicht mit noblerer Kunst die Aufgabe bewältigt werden. Unser Ohr fühlt, daß diese Menschen schon lange zusammen leben, Einer an des Anderen Stimme und Denkart gewöhnt ist und die leiseste Andeutung sofort versteht; und daß nur der Doktor von draußen kommt, aus fremdem Erleben. Wie oft saht Ihr auf den Brettern wohl eine Familie, deren Familiarität Euch glaubhaft schien? Hinter den Coulissen, merktet Ihr, kennen sie einander nicht. Und hattet beim Eintritt in jeden Familienkreis doch empfunden, wie anders Eure Stimme, Euer ganzes Wesen klinge als dieser engen Gemeinschaft. Die Russen waren so intim, daß der Hörer sich wie ein Horcher vorkam, wie ein Eindringling, dem Discretion gebiete, schnell wieder zu verschwinden. Die Leute ahnen ja nicht, daß sie belauscht werden; sind auf Besuch nicht vorbereitet. Der Kronleuchter, die Möbel mit Schutzüberzügen verhüllt. Auf dem Tisch die Reste des Mahles. Alles unsauber. Jeder im schäbigen Hausrock bei der Alltagsverrichtung. Ist's nicht häßlich, arglosen Menschen ins heimlichste Leben zu gucken?

Auch in einem germanischen Drama wollten die Gäste sich zeigen; und hatten Ibsens „Volksfeind“ gewählt. Ein mit derber Faust gezimmertes Theaterstück, in dem nur die spirituelle, nicht die poetische Kraft des Norwegers sichtbar wird. In der Wuth des Bekränkten, Verkannten geschrieben, der aus wärmerer Zone in die Hütten des Schneelandes ruft: „Ihr schmäht mich, weil ich Euch schreckende Wahrheit sagte, und zwingt mich, fern von der Heimath zu haufen; noch in meiner Einsamkeit aber bin ich stärker als Ihr und das Schandgeheul Eurer kompakten Majorität dünkt mich höchste Ehre.“ Der Wuth ist löblich; die Leistung erinnert leis an moralisirende Jugendschriften, in denen vollkommene Tugend von scheußlichem Laster verfolgt wird. Die Menschen sind wenig differenzirt, die Körper fast fleischlos; nur die Reagentien, mit denen ein chemisches Experiment gemacht wird. Da muß die Theaterkunst nachhelfen; den Schein vollen Lebens zu schaffen versuchen. Also kräftiges Kolorit und viel Bewegung, damit die tendenziöse Rednerei nicht gar so kalt und kalt wirke. In Stockmans Haus muß Alles von Lebenslust funkeln, früh der Grundton heiter vertrauender Naivetät angeschlagen werden. Das Auge darf

im Schauhaus nicht Stunden lang müßig bleiben: deshalb muß Aklafjens Druckereibetrieb auf die Bühne. Und die Volksversammlung muß ein Bild des Küstenstädtchens bieten, in dem der Kampf sich abspielt; sonst weiß der Zugelassene nicht, gegen welche Elemente der gläubige Thomas den Feldzug führt. Das hat sich der Regisseur Stanislawskij gesagt. Und der Schauspieler: „Ich soll einen Menschen geben, der wähnt, seine Mitbürger würden ihm dankbar sein, wenn er nachweise, daß die Badeanstalt, die sie nährt, eine Pesthöhle ist und noch heute geschlossen werden muß; der alle Menschen für wahrhaftig und redlich hält und in der Presse eine willig allem Guten und Schönen dienstbare Kulturmacht sieht. Wie ist solcher Mensch für Stunden glaubhaft zu machen? Als Weltfremdling nur, als Schreibstubenmensch, der nie ins Leben hinausah, den gewissenlos korrekten Bruder Strebesam für einen tüchtigen Kerl nimmt und, weil im Haus Alles lustig, redlich, aufrichtig ist, nie auf den Gedanken kam, draußen könne es anders sein. Die Allure des Kleinstadtgelehrten muß ich ihm geben, nicht des Praktischen Arztes, der hundertmal gesoppt und betrogen ward. Muß zeigen, wie rathlos er vor dem Leben steht, wie schwer sich entschließt, an dem eingeborenen, unverwischbaren Adel der Menschenseele zu zweifeln, und wie das graue Kind dann, nach der Enttäuschung, in unkluger Hast alle Brücken abbricht, die noch in die Welt führten, und aus nie versiehendem Optimismus den letzten Trost schöpft: Der Einsamste ist der Stärkste. Wenn diese Gestalt mir gelingt und ich als Regisseur die vorher bedachte Pflicht erfülle, kann die menschliche Tragikomödie fühlbar, das welke Tendenzstück lebendig werden.“ Das wurde erreicht, trotzdem Stockmans Frauenvolk unzulänglich war. Thomas selbst ein slawischer Mensch, kein Nordgermane. Unsäglich rührend in seinem emsigen Willen zum Guten, seiner muthigen Hilfslosigkeit, seinem Staunen im Rudel wölfischer Begierden. Vornehm im abgeseuerten Kleinbürgerrock. Ein Bücherwurm, den man lieben muß. Man fühlt, wie ungern er, nur in der Hoffnung, sich verständlich zu machen, grobe Worte anwendet, wie der aufsteigende Mißdunst des Hominins ihn schmerzt. Wer denkt noch an die Badeanstalt, an die Kindergeschichte von dem guten und dem bösen Bruder? Vor uns steht ein Mensch, der alt geworden ist, ohne den Nächsten zu sehen. Nun sieht er ihn; sieht schauernd, an welchen schmierigen Fäden die moralische Welt hängt, und wird nie mehr so fröhlich lachen wie vor dem Verlust seiner Lebensillusion.

Daß dem Volksfeind ein bunteres Kleid angezogen war, als wirs gewohnt sind, ist getadelt worden. Ibsen, hieß es, muß feierlicher gespielt werden, feuchter; nur das Wort darf da wirken. Der Tadel ist thöricht. Die feierliche Langeweile, die aus einem Drama einen mythischen Kantus macht, hin-

bert Ibsens Werke, auf unseren Bühnen heimisch zu werden. Sah Osvalds Vaterhaus je so aus, als habe der Kammerherr Alving drin gewohnt? Hörtet Ihr den Hufschlag der weißen Pferde, die um Rosmersholm spuken? Wir sind im Logoskult schon wieder so weit, daß die Gemeinde jauchzt, wenn ein schwarzhaariges Semitenpaar den Jammer Rosmers und Rebekkas, die doch nur als Germanen denkbar sind, klug und mit erhabenem Gestus auffagt. Doch ich wollte heute nur nüchtern berichten, nicht vergleichen. Das Fazit? Wir haben ja Zeit; unsere Theater werden uns Monate lang kaum beschäftigen; und die ersten Lenztage locken aus der Welt schönsten Scheins. Also schnell nur noch ein paar Worte. Was die Herren Stanislawskij und Nemirowitsch-Dantschenko verwirklicht haben, hatten wir bisher kaum zu träumen gewagt: künstlerisches Theater. Der Name ist nicht von eitler Annahmung gewählt. Ein Theater, das kein kapitalistisches Unternehmen ist, gesichert; nicht auf Maximaleinnahmen angewiesen. Das die modernste Technik verwerthet (sogar das Grammophon, das heute Kindergequarr, morgen den hellen Klang moskauer Glocken vortauscht) und sich nie zu Prunksucht verleiten läßt. Ein Theatergenie und ein tüchtiger Dramatiker theilen sich in die Herrschaft. Ein Stück, das nicht ganz fertig, im winzigsten Detail erwogen und nach Menschenermessen gegen alle schlimmen Zufälle gefeit ist, darf nicht auf die Bretter. Fünzig, sechzig Proben; ist's nöthig, noch mehr. Die feinste, fruchtbarste Arbeit beginnt erst, wenn bei uns der Herr Direktor schon das Rampenlicht anzünden heißt. Dem Schauspieler (wie unverständlich wars, diese Leute Dilettanten zu nennen, weil sie später als andere, doch in besserer Rüstung auch, aufs Schaugerüst gestiegen sind!), der sich unter kundiger Führung durchaus nicht in seine Rolle finden kann, wird sie abgenommen. Und experimentirt, bis das Erreichbare erreicht ist. Mit Alledem ist die Leistung noch nicht erklärt. Diesen Menschen ist das Theater nicht Geschäft, nicht Vergnügen. Sie fühlen sich als Träger einer nationalen Mission. Das Vaterland blickt auf uns; das arme Rußland, dem'so schlecht geht und über das Jeder draußen die Nase rümpft. Dem müssen wir Ehre machen. Beweisen, daß auch bei uns ernsthaft gearbeitet wird, kluge Organisation und straffe Zucht möglich ist. Jeder Abend wird zur Schlacht. Mag es den letzten Blutstropfen kosten: wir müssen siegen!.. Sie haben gesiegt. In großen und kleinen Städten selbst spröde Herzen Rußland kennen gelehrt. Russische Wesensart und Logik; Ideale, die ganz anders als unsere sind. Kennen und mitleidig lieben. Herr Gorkij hats mit all seinem Gelärm nicht vermocht. Nie errang ehrliche Kunst größeren Sieg; lohnte nie, seit den Tagen der Griechengötter, dem Mutterboden mit reicherer Frucht. M. S.

Dampfplüge bauen wir in den bewährtesten
Strassenlocomotiven und
Dampfstrassenwalzen bauen wir gleichfalls als Specialisten in allen practischen
 Grössen und zu den mässigsten Preisen.
John Fowler & Co. in Magdeburg.

Berliner Bock-Brauerei

Abteilung I. **Berlin** Abteilung II.
 Tempelhofer Berg. Chausseestr. 58.

Wir empfehlen unsere anerkannt vorzüglichen Biere in Gebinden u. Flaschen.

Gefällige Bestellungen erbitten
 per Telefon: Amt VI, 3019, Amt IX, 9191, Amt III, 2003 u. 2623

Die Direkt'on.



Hotel „Cecilie“ Wiesbaden
 und Badhaus.

Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Loge neben Kurhaus u. Kgl. Theater.
 Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.

Dr. med. A. Smith'sches Ambulatorium für

Herz- und Nervenranke

Berlin W. 66, Potsdamerstr. 52.

Funktionelle Untersuchung und Behandlung. Ausführliches in Prospekt (frei).
 Literatur: Dr. med. Max Asch, Herz- und Nervenleiden und ihre Behandlung mit ununterbrochenen
 und Wechselströmen. — Historisches, Theoretisches und Praktisches in gemeinverständlicher
 Darstellung. (Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Preis 50 Pf.)

Secession Kurfürstendamm 208/209.

Geöffnet täglich 9-7 Uhr.

Eintritt 1.— Mk., Sonntags 0,50 Mk.



„Kupferberg Gold“ (Mainz) zeichnet sich durch seine hervorragenden Eigenschaften, vorzüglichen Geschmack, leichte Art und große Bekömmlichkeit aus, und muß deshalb unter den verschiedenen Sectmarken als unübertroffen angesehen werden.

Am Bahnhof
Friedrich-Strasse
BERLIN.

Savoy Hotel

Tafel-Musik.

Grand-Restaurant
mit
Garten-Terrasse.

Hein, Lehmann & Co., Actiengesellschaft, Trägerwellblech-Fabrik und Signalbau-Anstalt.

Bilanz-Conto.

Aktiva.		M.	1/2
An Grundstücks-Conto	704924	28	
„ Baulichkeiten-Conto	886478	54	
„ Maschinen-Conto	480498	87	
„ Verzinserei-Anlage-Conto			1
„ Werkzeug-Conto			1
„ Handlungs- Utensilien-Conto			1
„ Gleis-Anlage-Conto			1
„ Modell-Conto			1
„ Fuhrwerk-Conto			1
„ Kassa-Conto	21712	94	
„ Wechsel-Conto	3017	—	
„ Effekten-Conto	84635	61	
„ Waren-Conto	1331814	87	
„ Aval-Debitoren-Conto	258317	63	
„ Debitoren-Conto	2215207	58	
	6024014	32	

Passiva.		M.	1/2
Per Aktien-Kapital-Conto	3500000	—	
„ Hypotheken-Conto	237925	41	
„ Aval-Conto	298377	63	
„ Dividenden-Conto	800	—	
„ Kreditoren-Conto	816696	43	
„ Arbeiter-Unterstützungs-Fonds-Conto	16101	92	
„ Debitoren-Fonds-Conto	100000	—	
„ Extra-Reservfonds-Conto	140000	—	
„ Reservfonds-Conto	663689	73	
„ Gewinne- und Verlust-Conto	230123	20	
	6024014	32	

Die für das Geschäftsjahr 1905, auf 6 pCt. — M. 60. — pro Aktie festgesetzte Dividende gelangt vom 1. Mai er. ab bei dem Bankhause Albert Schappach & Co Berlin W., Markgrafenstr. 48, zur Auszahlung. Der Vorstand

Nervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten,

Romanen etc. bitten wir, sich zwecks Unterbreitung eines vortheilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu setzen. 18, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF. Modernes Verlagsbureau Carl Wigand

Die Hauptströmungen der Literatur d. 19. Jahrhunderts.

Von **Georg Brandes.**

6 Bde. 9. Aufl. G5. 25 M. Leinwbd. 30 M. Dasselbe: Wohlf. Ausg. 6 in 2 Lwbd. 20 M.

Die Philosophie Herakleitos.

d. Dunklen v. Ephes. v. F. Lassalle. 2 Bde Lex. 8°. Originalausg. 20 M.

Geschichte der menschlichen Ehe

v. Ed. Westermarck. 2. Auflage. 589 Seiten 10 M. Leinwbd. 11,50 M.

Prospekte u. Verzeichnisse über kultur- und sittengeschichtl. Werke gratis franko. H. Barsdorf, Berlin W 30, Habsburgerstr. 10.

Technisch-Orthopädische Heilanstalt Georg Hessing, Gross Lichterfelde-Ost, Wilhelmstr. 36a.

Erfolgreiche Behandlung bei freiem Umhergehen von: Häft-, Knie- und Knochelenk-Entzündung, sowie der Entzündung der Wirbelsäule, von frischen und alten Knochenbrüchen, Bruch des Schenkelhalses, Klüderlähmungen u. deren Folgen, Verkrümmungen der Wirbel-Auf-, Verkrümmungen nach Gürtel, Rheumatismus etc. Angeborener Hüft-Luxation, auch nach erfolgloser Einrenkung und im vorgeschrittenen Alter.

— Prospekte auf Wunsch. —



Regelmässige
Schnell-Postdampfer-Verbindungen

von
BREMEN

nach

AMERIKA

New-York über Southampton - Cherbourg
LONDON PARIS

Baltimore - Galveston - Cuba

Süd-Amerika - Brasilien - La Plata

Mittelmeer - Aegypten

Ostasien - Australien

Specialprospekte werden auch von
sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben

Norddeutscher Lloyd
Bremen

Salzbrunner
Oberbrunnen

Seit 1601
medizinisch
bekannt.

Ärztlich empfohlen bei
Erkrankungen der
Atmungsorgane,
bei Magen- und
Darmkatarrh, bei
Leberkrankheiten,
bei Nieren- und
Blasenleiden,
Gicht und Diabetes.

Versand
der Herzoglichen
Mineralwasser
von
Ober-Salzbrunn



Furbach & Striebold
Bad Salzbrunn v. Schl.

Sanatorium
Idyllisch geschützte Lage
inmitten herrlich. Buchen-
wäldes. Vornehm ein-
gerichtete Räume. Individu-
elle Behandlung von
Nerven-, Magen- und

Finkenwalde bei Stettin
Frauenleiden, Gicht, Rheumatismus, Zucker-
krankheit, Elektrische (Licht) Bäder, Bestra-
lungstherapie, Vibrationsmassage, Thure-
Brand'sche Massage, Dampf-Heilluftbäder,
Heilgymnastik, Licht-, Luft- und Sonnenbäder,
Liegehallen, Tennisplatz. Prospekte durch den
leitenden Arzt Dr. med. **Fritz Bahrmann**.

	Berliner-Theater-Anzeigen	
--	----------------------------------	--

Deutsches Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.
 Freitag, den 11., Sonnabend, den 12., Sonntag,
 den 13. und Montag, den 14. 5

Der Kaufmann v. Venedig.

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Neues Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.
 Freitag, d. 11./5. **Cäsar und Kleopatra.**
 Sonnab., d. 12./5. **Orpheus in der Unterwelt.**

Première
 Sonntag, den 13. und Montag, den 14./5.
Dieselbe Vorstellung.
 Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Lustspielhaus in Berlin

Direction: Dr Martin Zieckel, Friedrichstr. 236

Freitag, den 11., Sonnabend, den 12., Sonntag,
 den 13. und Montag, den 14./5. Abds. 8 Uhr.

Die von Hochsattel.

Sonntag, Nachm. 3 Uhr.

Logenbrüder.

Die weiteren Tage siehe Anschlagssäule.

Theater des Westens.

Freitag, d. 11./5. **Opern-Aufführung.**

7 $\frac{1}{2}$ Uhr. **Die Fledermaus.**

Sonnabend, d. 12./5. **Schützenlesel.**

8 Uhr. **Die vier Grobiane.**

Sonntag, den 13./5.

Montag, den 14./5.

8 Uhr. Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Thalia-Theater

Direction: Kren u. Schönfeld.
 Heute und folgende Tage, 'Athena's' 8 Uhr.

Hochparterre links.

Samst. d. 13./5. Nachm. 3 U. Opernaufführung.

Kleines Theater.

Freitag, den 11. u. Sonntag, den 13./5. 8 Uhr.

Der Unverschämte. Hille Bobbe.

Die Schlangendame.

Sonnabend, den 12./5. 8 Uhr.

Tragödie der Liebe.

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Freitag 7 $\frac{1}{2}$ Uhr
Patentbureau Arendt

Weinstuben Alte Eremitage

Eingang Unter den Linden 31 u. Rosmarienstr. 2.

Salons à part

Warme Küche die ganze Nacht

fernsprecher I, 6048.

Karl Kummer.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27.

Dejeuners * Dinners * Soupers

Täglich Concert bis morgens 4 Uhr

Weinhandlung-Restaurant-Betrieb G. m. b. H.

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wannseebahn

Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

	Berliner-Theater-Anzeigen	
--	----------------------------------	--

KOMISCHE OPER

Direktion: Hans Gregor.

Freitag, den 11. Mai,
Abends 8 Uhr.**Die Boheme.**Sonnabend, den 12. u. Sonntag, den
13. Mai, Abends 8 Uhr.**Hoffmanns Erzählungen.**

Sonntag, Nachm. 3 Uhr.

Hoffmanns Erzählungen.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

**Cabaret
Roland von Berlin**

Potsdamerstr. 127. Hanssaal.

Dir. Schneider-Dunker u. Rud. Nelson.

Tägl. 11 Uhr. Sonnt. 8 Uhr.**Metropol-Theater**

Allabendlich 8 Uhr:

Auf, in's Metropol!Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 9 Bildern von Julius Freund
Musik von Victor Hollaender.Bender.
Josephi.
Massary.Giamptetro.
Steidl.
Lilly Walter.

NORDSEEBAD

Borkum

genannt: „Die grüne Insel“

1905: 20439 Besucher

Schönster Strand, starker Wellen-
schlag, oceanische Seeluft, Herren-
Damen- u. Familienbadestrand, Licht-
und Luftbad. Allen hygienischen Anforderungen ist
genügt. — Tägliche Dampfschiffsverbindungen. — Prospekte, Fahr-
pläne gratis durch die Bade-Direktion und bei Hassenstein & Vogler A.-G.

Schreiberhau

710 Meter über d. Meere **Sanatorium Kurpark** Bahnst. Ober-
schreiberhau

Herz- und Nervenheilstätte

Gute Heilerf. b. Herz- u. Nervenkranken, Erholungsbedürftig,
Rekonvaleszenten etc. Röntgendurchleuchtung Funktionelle
Behandlung Uebungstherapie Mod. Einrichtung Prosp. frei.
Spezialbehandlung v. Tropenkrankheiten. Aerzte: Dr. med.
F. Schmidt, Herz-Spezialist Dr. med. Chr. Rasch, Nerven-
arzt, früh. Anstalts-Direktor u. Chef-Arzt a. D.

Für

Blutarme, Nervöse

Dr. Klopfer-Gludin (Weizen-Lecithin-EIWEISS).
Tägliche Ausgabe ca. 25 Pfg.
In Apotheken, Drogerien, etc.

Wissenschaftl. Literatur kostenfrei.
Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz.

Dr. med. D. Höpfer, Chemnitz, Juni 1905. Im vorigen Jahre suchte ich von einem sehr schweren Nichtenfalle, der beide Weine ergriffen hatte, in Salzsäure Heilung und ich fand dieselbe vollständig.

Nach den Erfahrungen, die ich an mir selbst und durch Beobachtung an anderen Kranken gemacht habe, bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß der Bonifaciusbrunnen in Salzsäure bezw. die ganze Kur dort ein spezifisch hervorragendes Heilmittel gegen akute Nichte ist. Ich werde nicht verfehlen, jeden Nichtenkranken auf diese hervorragend spezifische Heilwirkung von Salzsäure aufmerksam zu machen.

Truchfassen frei durch die Badedirektion Salzsäure.

Das Beste vom Besten ist
Dr. Alberti's einzig echte
Puttendörfersche

○○○ **Schwefelseife** ○○○

Waschen Sie sich nur mit dieser
seit mehr als 50 Jahren
 rühmlichst bekannten **Toiletteseife**

Gegen raue, spröde u. fleckige Haut, beseitigt
 Sommersprossen etc. und ist unerreichbar zur
 Erzielung einer zarten, sammetweichen Haut.

Preis à Paket mit 2 Stück 50 Pfg.
 3 Pakete nur M. 1,25

Zu beziehen durch die Fabrik
F. W. Puttendörfer, Berlin W. 30, Frobenstr. 21

Erzielt
schon
nach
kurzem
Gebrauch

schöne
zarte
jüngend-
frische
Haut



Sanatorium Oberwaid

bei St. Gallen Schweiz.

Naturheilanstalt I. Ranges mit allem Komfort nach Dr. Lähmann. Auch für Erholungsbedürftige und zur Nachkur. Spez.-Abteil. zur Behandlung von Frauenkrankheiten. 2 Aerzte, 1 Aerztin. Dir. Otto Wagner.

Beste Gelegenheit die Kur mit einer Schweizerreise und Besuch der Ausstellung in Mailand zu verbinden!

Ausführl. illustr. Prospekte gratis.

Schriftsteller!



Bekannter Verlag über. lith. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Auss. pünl. Beding. Off. unt. B. M. 285. an Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsauschnitte

Wien I, Concordiaplatz 4.
 Best alle hervorragenden Tagesjournale, Fach- und Wochenschriften aller Staaten und versendet an seine Abonnenten
Zeitungsauschnitte
 über jedes gewünschte Thema.

Prospekte gratis.

Detektiv- und Auskunfts-Bureau

HANNOVER Georgstr. 16⁷ Teleph. 999. „Greif“

Ermittlungen, Überwachungen, Familien-Auskünfte auf jed. Platz. — Empfohlen von Juristen u. ersten Firmen.

Dr. med. Hofmann's
 Kuranstalt für

Herzkrankte

BAD NAUHEIM b. Frankfurt a. M., Bismarckstr. 1 O, gegenüber dem thür. Bahnhofsamt.
 Ambulante Behandlung — Sanatorium. (Insult. Arzt: Dr. med. A. Smith, früher Schloss Marbach a. Badensau. Assistent: Dr. med. Jul. Hofmann, Dr. med. Ludwig Pöhlmann.)

Diabetes!

Hauer'sches Spezial-Institut für Diabetiker, Koetzschenbruda Sachsen. Neues kombiniertes, naturwissenschaftlich begründetes praktisch bewährtes Heilverfahren.

Hannover

Dr. Kaufmann's Sanatorium für Gallensteinleiden u. Stoffwechselkrankh.

Steuerndieb (H). Operationslos!

Herrliche Lage. • Bewährte Methode. • Illustr. Prospekte.

Johannisbad Eisenach 26

Sanitätsrat
Dr. Billinger, Dir.
Johann Glau.

Mustersanatorium nach Dr. Lehmann

Beseitigung vorzeitiger Schwächezustände. — Kuren mit giftfreien Pflanzensäften. Neu: Schönheitspflege.

3 Kurhäuser
Behandlung **chron. Leiden**, besonders **Frauenleiden**.

Prosp. und Kur-
blatt gratis

Niemand kaufe
wieder

Spielwaren



ohne d. letzt. Neubesen v. Carl Brandt Jr.,
Görsnitz S.-A. gefragt zu haben. In allen
bess. Spielwaren-Geschäften erhältl.

Sanatorium für
Hautkrankheiten und Kosmetik
Park gg. Palmengarten. Ausführliche Prospekte frei.
Leipzig. Dr. med. M. Jhle.

Fusschweiss auch Hand und
Achselchweiss
sofort geruchlos und normal durch

„Miotan“

(gesetzl. gesch.) ganz unschädlich. Franko-
Zusendung gegen 75 Pfg. in Briefmarken.
Echt einzig und allein bei **Max Arndt**,
Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmarkt.

Dr. med. Georg Beyer's Sanatorium
für **Zuckerkrankhe**
Dresden-Strehlen, Residenzstrasse. Eigenes Laboratorium Nib. im Prospekt

Wichtige

Die **Bezugs-Vereinigung**
für **Photographie**

E. MAUCK & Co., Berlin SW. 47
bietet beim Bezuge ihrer erstklassigen Photograph.
Apparate (Ernemann und Goerz usw.) unserer
monatlichen Teilzahlungen und voller Garantie
für Güte noch besondere Vorteile und eine

wichtige Extra-Vergünstigung.

Jedermann informiere sich im eigenst. Interesse durch
unseren neuen Spezial-Katal., der kostenfrei versandt wird

Vergünstigung



Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei der illustrierten Wochenschrift

Das Leben Verlag „Das Leben“
Berlin-Wilmersdorf.

Wir bitten dem Prospekt freundlichst Beachtung schenken zu wollen.

In unserem Buch-Verlage sind erschienen:

Heinrich Mann: Eine Freundschaft.

(Gustave Flaubert u. George Sand.)

Heinrich Mann als Essayist. Man hat an seinen Romanen, deren kritische Wertung zu heftigem Streit Anlaß gab, auch im Lager der schärfsten Gegner immer eines als unantastbar gelten lassen müssen: Manns unüberbotene Fähigkeit zu analysieren, die leichte Hand des Sezierers, die visionäre Durchschlagskraft der Phantasie.

Wenn die Gewalt seines Blickes in diesem Maße schon bei Gestalten auffällt, die doch mehr oder weniger dem Reiche der Phantasie entstammen, welche Gelegenheit ihre Fälle zu entfalten hat sie dann in der Wiederbelebung realer Zeitverhältnisse und Personen.

Mit Flaubert und George Sand hat er alles gegeben, was gegeben werden konnte. Nicht nur eine glänzende umfassende Darstellung und Entwicklung seines Stoffs, es ist zugleich das wehmütige Drama titanischen Künstlerschicksals und aller schmerzlichen Erden-schwäche der Liebe. Es ist zugleich das schlichte Leben zweier Menschen, von denen es so gleichgültig ist, ob sie berühmt gewesen sind, ob sie überhaupt je gelebt haben.

Preis Mk. 1.60.

Thomas Mann: Bilse und ich.

Preis 75 Pf.

Diese Schrift gilt den Beziehungen zwischen Autor und Publikum und dient somit einem Problem, dessen Klarlegung in unserer Zeit zu einem Bedürfnis geworden ist. Die leichtverständliche überzeugende Darstellung erhält durch die maßvolle Abwägung der Interessen und die tiefe Analyse des künstlerischen Schaffens eine mehr als aktuelle oder rein literarische Bedeutung.

Johannes Schlaf: Novalis und Sophie v. Kühn.

Eine Studie.

Preis Mk. 1.80.

Diese Studie beschäftigt sich in der Hauptsache mit dem viel-umstrittenen Tagebuch von Novalis. Die Bedeutung, die Sophie von Kühn, die frühgestorbene Braut des Dichters, in seinem Leben und Schaffen einnimmt, und die seinen eigenen frühen Tod mit dem ihrigen verbindet, wird bis in die letzten tragischen Verknüpfungen geführt und an der Hand der Tagebuch-Aufzeichnungen mit überraschender Deutlichkeit erwiesen. Insofern ist das Buch grundlegend für die erst im Entstehen begriffene moderne Novalis-Forschung.

Die Bücher sind geschmackvoll und vornehm ausgestattet und durch alle guten Buchhandlungen sowie direkt vom Verlage zu beziehen.

E. W. Borsels, Verlag, München-Schwabing.

Herrenzimmer- u. Privatbureau



sowie **Kanzlei- und Contor-Möbel- und Einrichtungen.**

— Nur erstklassige Fabrikate! —

Shannon-Registrator & Co.

Aug. Zeiss & Co.,

Centrale: Berlin W., Leipzigerstrasse 1261.

Erste und älteste Firma dieser Branche in Europa. Höchste Auszeichnungen auf allen Weltausstellungen.

Goldene Medaillen: Paris 1900 und St. Louis 1904.

Telephon: Amt I, 8754.

Kataloge kostenlos!

Schlossbrauerei **Schöneberg**

Schlossbräu
in Syphons
à 5 Ltr.
Mk. 1.50



Teleph:
Amt 9
No. 9122.

Schlossbrauerei **Schöneberg**
BERLIN W.

Alkohol-Entziehungskuren

Kuranstalt Rittergut Nimbsch a. Rober Post Reinswalde, Kr. Sagan in Schlesien (früher Rittergut Niendorf a. Sch.) Gegründet 1885. Prospekt frei.

Sanitätsrat **Dr. Lerehe,**
Alfred Smith, Rittergutsbesitzer.

Sanatorium Dr. Passow Meiningen i. Thüringen für Nervenkranke u. Entziehungskuren. Moderne physikalisch-diätetisch geleitete Anstalt mit familiärem Charakter. Bestzer: Nervenarzt **Dr. med. A. Passow,** Langj. Assistent.

Schockethal bei Cassel.

Hervorragende Kuranstalt für natürliche Heilweise. Gr. Erfolg. Winterkuren. Prospekt. Tel. 1131 Amt Cassel. **Dr. Schaumlöffel.**

Vins de Champagne

de la maison

Al. Descôtes

Ch. Gardet Successeur
Epernay (Marne)

General-Vertreter

Kahn & Winter
Wien I, Canovagasse 7
Palais Rothschild.

Central-Depôt

Fritz Biermann

Berlin
Gitschinerstrasse 110.

Für Gesellschaften, Skat etc.

Camphausen-Tönchen-Siphon

5 Liter Inhalt



Füllung Mk. 3.— franco Haus.
F. & M. Camphausen, Berlin S. W.
Breslau, Hannover, Stettin.

Gemante Biere auch in 1/2, 1/4 Literflaschen.

Nachahmung ist die aufrichtigste Form der Schmeichelei!

(Imitation is the sincerest form of flattery!)

Es gibt keinen Sekttrinker, der nicht wüsste, dass die Firma Henkell & Co. es war, die vor vielen Jahren durch Schaffen der Marke „Henkell Trocken“ das Wort „Trocken“ derart in den breitesten Massen des Publikums bekannt machte, dass heute für jedermann die Bezeichnung „Trocken“ für Sekt unlöslich mit dem Namen „Henkell“ verknüpft ist!

Die Versuche, das Wort „Trocken“ der Öffentlichkeit gegenüber in Verbindung mit anderen Schaumweinen zu bringen, bedeuten daher für Deutschlands führende Sektmarke die denkbar beste, unbeabsichtigte Empfehlung, da jeder Kundige stets zu lesen glaubt:
„Henkell Trocken“.